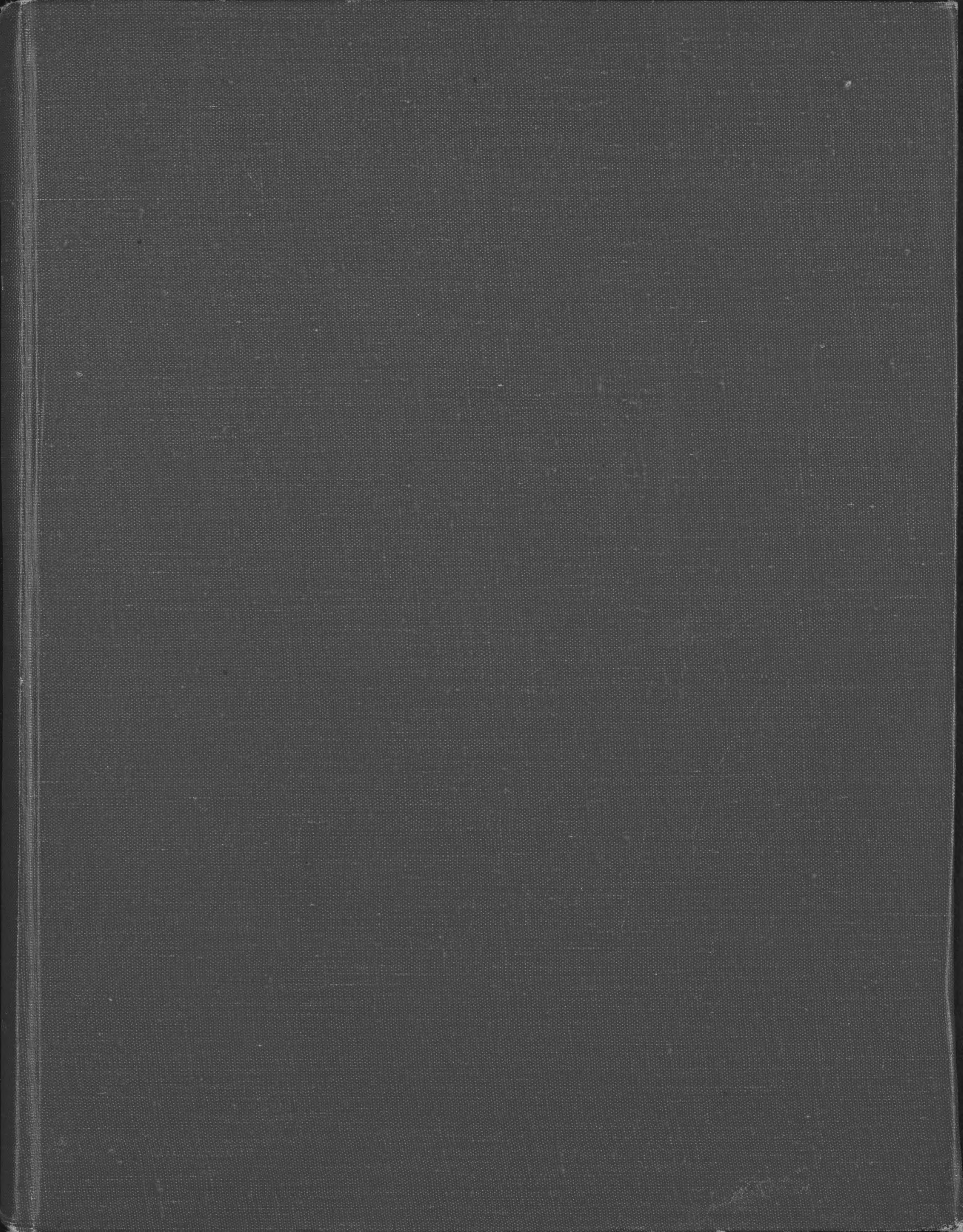
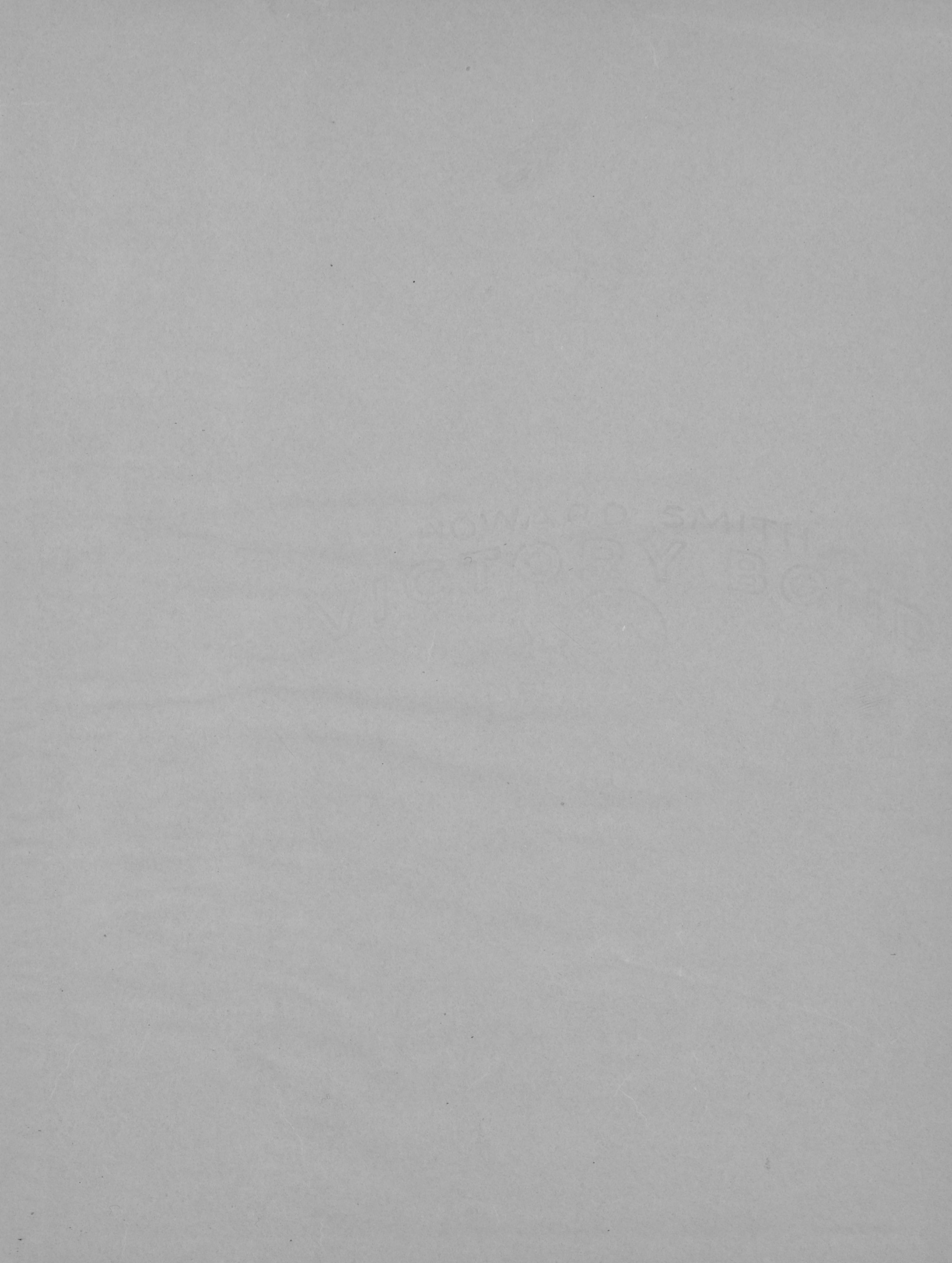
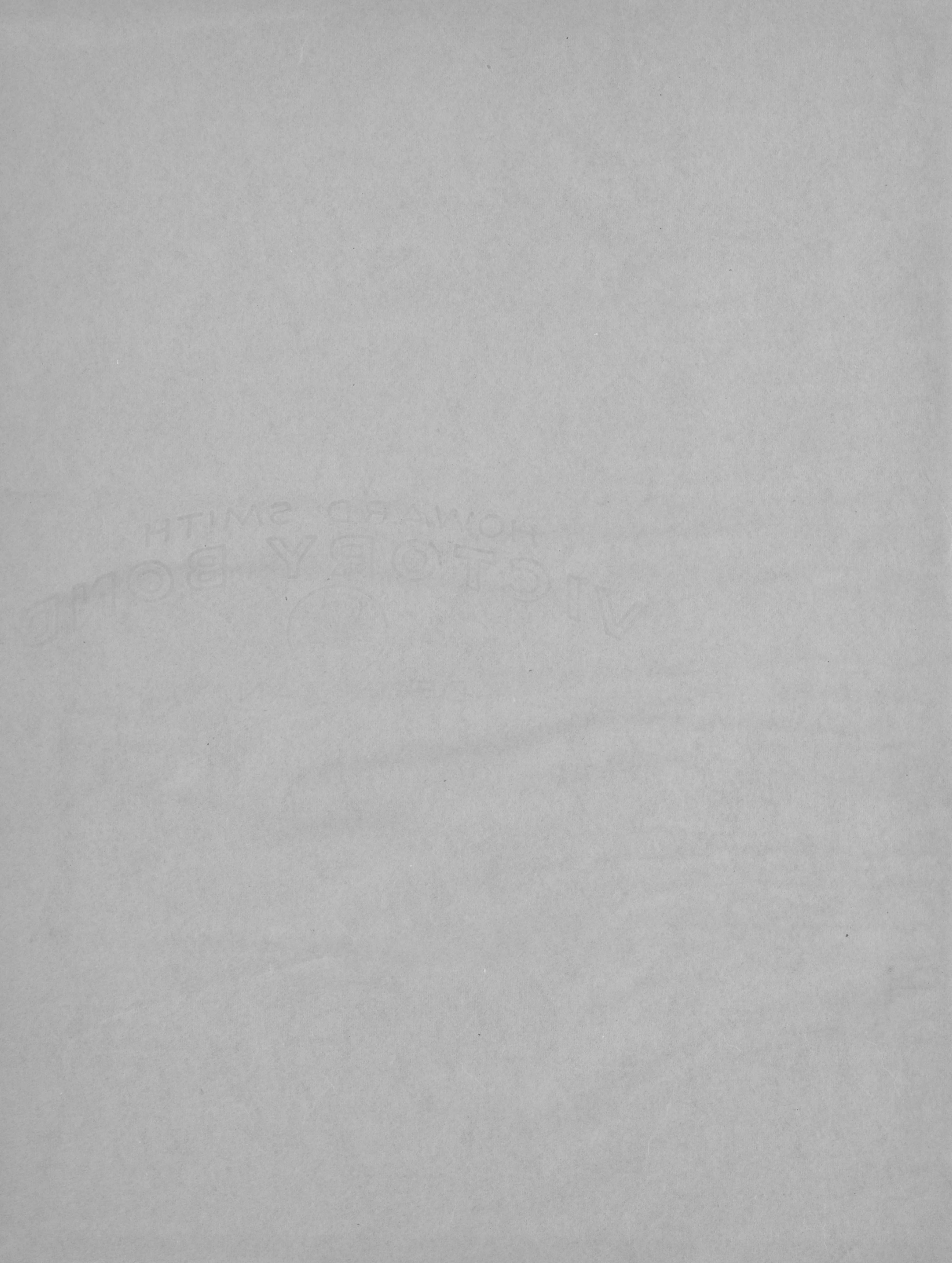






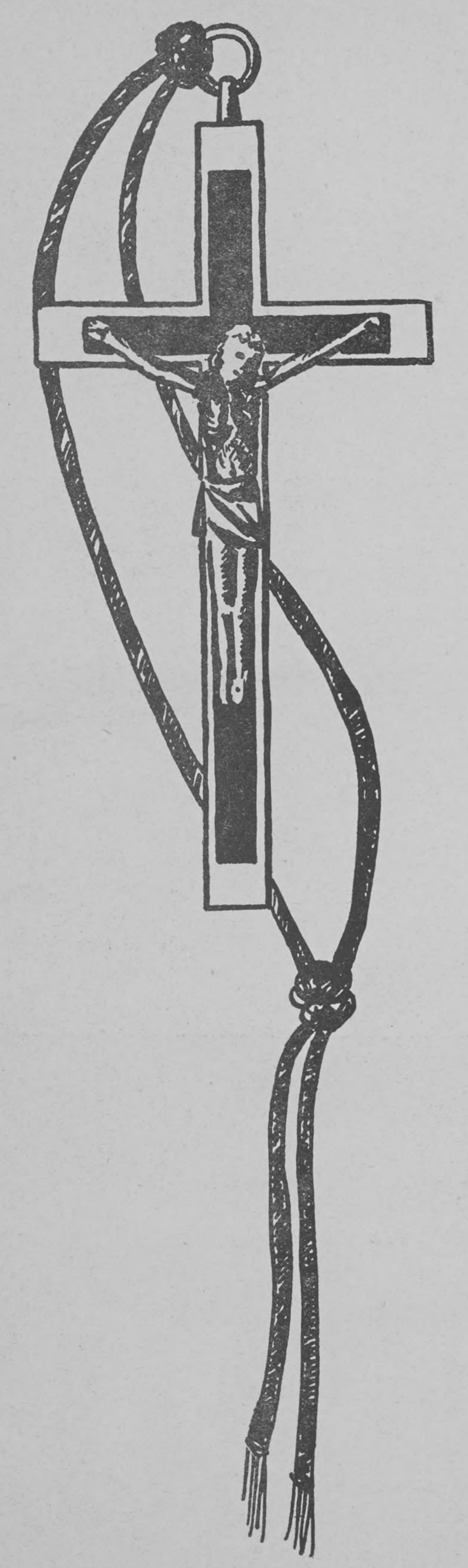


Oktober 1949



DER MARIENBOTE

Marianischer Missionsverein



Während der letzten hundert Jahre hat sich die Weltbevölkerung von 1300 Millionen auf 2250 Millionen vermehrt. Auch der Katholizismus wuchs, während das Heidentum abnahm. Im Jahre 1848 zählte die Welt 170 Millionen Katholiken, das sind 13% der Weltbevölkerung. Im Jahre 1948 war die Zahl der Katholiken bereits auf 420 Millionen gestiegen, auf 19% der ganzen Weltbevölkerung. Heiden gab es im Jahre 1848 ungefähr 800 Millionen, d.h. 61,6% der Menschheit. Einhundert Jahre später zählte man 1090 Millionen Heiden, oder 48,4% der Erdbevölkerung.

Die Protestanten stiegen während derselben Zeit von 7% auf 10%, die Orthodoxen von 6% auf 8%, die Juden von 0,4% auf 0,6%, und die Mohammedaner von 12% auf 14% der Weltbevölkerung.

Wieviele Menschen sind da noch zu bekehren! Wirklich, wir stehen immer noch am Anfang der katholischen Missionsarbeit. Eine Milliarde 400 Millionen Menschen sind immer noch dem Christentume fern. Würden sich alle diese Menschen in Reihen zu vier aufstellen und an uns mit einer Geschwindigkeit von 4 Meilen per Stunde vorbeimarschieren, es würde sechs Jahre, 3 Monate und 20 Tage dauern, bis sie alle an uns vorbeimarschiert wären.

Warum sind wir 420 Millionen Katholiken heute wohl so schwach? Vor zweitausend Jahren zogen zwölf Apostel aus, die Welt zu bekehren. Und wir wissen, was sie schufen! Wir sind heute so groß an Zahl, haben Schiffe, Autos, Eisenbahnen und Flugzeuge. Können in Tagen und Stunden von einem Erdteil zum anderen reisen. Und doch — unsere Missionsfrüchte sind fast Null.

Woran liegt das?

Der Apostel Seelen brannten im reinsten Christentum. Sie wollte nichts anderes sein als nur Christ.

Wir dagegen wollen vielmehr als das. Wir wollen reich sein, wollen französisch oder englisch oder deutsch sein, wir wollen angesehen, unbeladen, ohne Sorge, voller Weltenfreude sein. Alles wollen wir sein — nur nicht fromm bis zur Heiligkeit!

Die Früchte haben nicht lange auf sich warten lassen. Wir sind nicht, was wir sein möchten. Und was wir sein müssen, nämlich christlich wie die Apostel, sieht man uns auch nicht an.

Unfruchtbarer Acker droht das Christentum zu werden.

Der Heilige Geist wacht aber immer noch. Wollte er recht viele mit dem Feuer seiner Heiligkeit entzünden, auf daß die ganze Welt wiederfinde den Weg zu Got.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang | Oktober 1949, North Battleford, Sask. | No. 1

Dies und Das

„Deutsche in Canada?“ Sind wir „Deutsche in Canada“ oder sind wir deutschsprechende Canadier? Diese Frage mag in unserem politisch sonst so stillen Marienboten eigenartig klingen. Wir bringen sie aber doch auf. Als einziges katholisches Blatt deutscher Sprache hier in Canada betrachten wir es als unsere Pflicht, öffentlich Stellung zu Problemen zu nehmen, die viele unserer Leser beunruhigen.

Vor etwas über zehn Jahren, vor Ausbruch des letzten Krieges, war der Ausdruck „deutschsprechender Canadier“ fast nur noch in religiösen Blättern wie im St. Petersboten und St. Marienboten, zu finden. Verbindungen, die wir mit gutmeinenden protestantischen Führern hatten, vergewisserten uns, daß auch in nichtkatholischen christlichen Kreisen dieser Ausdruck grundsätzlich gepflegt wurde. Von anderen Seiten suchte man uns jedoch mit viel Geschrei einzuhämmern, daß wir „Deutsche in Canada“ seien, Deutsche mit denselben Partei- und „Kultur“-Pflichten wie die Menschen Deutschlands. Ein blinder Deutschnationalismus begann hochauf zu blühen, ein Nationalismus, den Millionen wahrer deutscher Menschen beweinten und heute immer noch beweinen. Es war dieser Nationalismus ja nicht rein deutsch gewesen — er stand mit beiden Füßen in den Diensten einer der unglückseligsten Parteien, die je Deutschlands Geschicke leiteten.

Was während des Krieges geschah, wissen wir. Die Zeitung „Der Deutsche in Canada“ verschwand genau so schnell wie sie gekommen war. Andere entdeckten plötzlich, daß wir „deutschsprechende Canadier“ seien — was wir ja auch wirklich sind —, und sie begannen tapfer für unsere canadischen Bürgerrechte zu kämpfen. Kurz vor Ausbruch des Krieges sandte man dem Marienboten noch Drohbriefe zu, kurz danach forderte man uns auf, lauter für die „Bürgerrechte des „deutschsprechenden Canadier“ zu sprechen.

Inzwischen kam die gegenwärtige Zeit „zwischen Krieg und Frieden“, wie sie der „Wanderer“ von St. Paul so charakteristisch bezeichnet. Der Nazirausch ist dahingegangen. Mit Scham nur denken wir an ihn zurück.

Was hat uns die Geschichte des vergangenen Jahrzehntes wohl gelehrt? Es sieht fast so aus, als ob noch niemand seine Lehre gezogen habe. Wie könnte man das auch in einer Zeit, die nicht mehr zu wissen scheint, was Grundsätze eigentlich sind? In einer Zeit, die Freunde von gestern heute zu Erzfeinden macht? In der fast kein Mensch mehr weiß, welchem Lager er eigentlich zugehört? In Tagen, die das Ewige immer mehr, immer oberflächlicher und sinnloser beiseite schieben? Die von „christlichen Grundsätzen“ reden und zu gleicher Zeit größte Gaunereien der rohesten Unchristlichkeit pflegen?

Welchem Lager gehören wir an? Was sind wir? „Deutsche in Canada" oder deutschsprechende Canadier?

Wir stellen diese Frage, weil man heute wieder einmal beginnt, vom „Deutschen in Canada" zu reden. Von seinen „Pflichten", von seinen „Aufgaben", von seinen „Zielen" und von seiner „Kultur". Wer jedoch seine Augen nur etwas geöffnet hält, muß mit Schaudern feststellen, daß es sich hier nicht einfach um ein unschuldiges Deutschgefühl handelt — sondern um eine Wiederholung des bereits Dagewesenen: Um verstecktes Werben für eine Partei!

Haben wir das Recht, Parteien für das heutige, unglückliche Deutschland zu bauen? Oder ist es nicht einziges Recht der Deutschen Deutschlands zu bestimmen, wen und welche Parteipolitik sie wollen?

Wir, die wir uns deutschsprechende Canadier nennen, bekennen uns auch zu gewissen besonderen Pflichten, Aufgaben und Zielen. Der deutschsprechende Katholik Canadas braucht sich der Erfüllung seiner canadischen Bürgerpflichten während des Krieges nicht zu schämen. Unsere Väter und Mütter haben das Beste hingegeben, das sie in jenen schweren Tagen hingeben konnten: Ihre eigene Söhne.

Der deutschsprechende Katholik Canadas braucht sich auch nicht seiner Christenliebe zum Lande seiner Vorväter und zu seiner ihm eigenen Pflege angestammter Kultur zu schämen. Während des Krieges nahm er sich in großzügiger Weise der deutschen Kriegsgefangenen in Canada an. Wir erinnern uns noch sehr gut, von welchen Seiten man damals den Marienboten zu entmutigen suchte, dieses Liebeswerk durchzuführen.

Nach dem Kriege suchten unsere Leute dort Liebe zu üben, wo Liebe am allernotwendigsten war. Sie begannen für die geschlagenen hungernden Deutschen zu sammeln.

Zu Hause sprechen unsere alten Pioniere immer noch deutsch. Sie beten deutsch, sie lesen deutsch, und sie singen deutsch. Zu gleicher Zeit senden sie ihre Söhne und Töchter in unsere Landesschulen und freuen sich, wenn ihre Kinder als Priester, Ärzte, Rechtsanwälte, Krankenpflegerinnen, Lehrer und Lehrerinnen, die uns angeborenen deutschen Eigenarten der sich langsam bildenden kanadischen Kultur zutragen. Sie erziehen Canadier, und bestehen trotzig darauf, daß ihre Söhne und Töchter ihre deutsche Abstammung nicht vergessen.

Dagegen hat niemand etwas. Ein Mensch, der sich seines Vaterhauses schämt, ist unehrlich. Es ist aber genau so unehrlich, die Fremde zu verachten, in der man Heimatsrechte erworben hat!

Es ist selbstverständlich, daß der deutschsprechende Canadier nicht zu allem ja sagt, was mit dem heutigen Deutschland geschieht. Auch nicht zu den Einwanderungsgesetzen unseres Landes, die immer noch Reichsdeutsche ausschließen. Andererseits fürchten wir aber auch mit Recht, daß diese Einwanderungsgesetze noch mehr verschärft werden könnten — falls wir blind und ohne Denken die Parteigeschichten der Vorkriegsjahre wiederholen.

Lassen wir die Deutschen Deutschlands bestimmen, wen sie sich in ihrem neuen Parlamente wünschen. Als deutschsprechende Canadier können wir ihnen weit mehr helfen, als wenn wir wieder einmal beginnen, uns als „Deutsche in Canada" zu brüsten — was wir ganz bestimmt nicht sind! Jedenfalls jene nicht, die freiwillig canadisches Landesbürgertum annahmen. Man wird uns trauen und nicht wieder einmal monatlich ins Polizeibureau fordern, wenn wir zeigen, daß man uns trauen kann.

Vor dem Kriege nannte man jeden deutschsprechenden Gegner des Nazitums „undeutsch". Auch heute wird man uns wohl hier und da diese Benennung geben. So etwas macht uns aber nicht „undeutscher" als wir es wirklich sind. Wir sind vor allen Dingen Christen, denen jeder radikale Nationalismus Gefahr bedeutet. Wir wollen unsere canadischen Bürgerpflichten erfüllen, wir wollen christliche — nicht dampfend nationale— Gerechtigkeit fürs internationale Leben, wir wollen volle Gerechtigkeit auch für Deutschland, und wir sind gegen jede Parteipolitik, die für Deutschland im Ausland und von nicht Reichsdeutschen gebaut wird.

Bleiben wir, was wir sind: Deutschsprechende Canadier. Große Worte bauen nicht. Grundsätze bringen Leben!

Rosenkranz. Näher als alles Menschenreden und Menschendenken liegt uns die Freundschaft zwischen Mensch und Gott am Herzen. Im Oktober vorigen Jahres fand hier bei uns in Saskatchewan ein großer Kreuzzug für die Wiedereinführung des Familiengebetes statt. Dieses Jahr zieht sich dieser Kreuzzug von St. Boniface, Manitoba, bis zur Westküste Canadas, und hoch

hinauf in den nördlichsten Norden unseres Landes.

Ungefähr drei Meilen von den Grenzen Rußlands leben die letzten Menschen, die sich diesem Kreuzzuge anschließen werden. Drei Meilen von ihren Häusern beginnt jene Kultur, die ohne Gott fertig werden will. Die weder Liebe noch Vergeben, Gerechtsein, Gottesgebot kennt.

„Wieviele Armeen hat der Papst?", fragte Stalin herausfordernd vor nicht all zu langer Zeit. Und die Antwort kam bald. Millionen betender Hände, Kinder, Erwachsene und Greise, schlossen sich zusammen, mit dem Rosenkranz zwischen den Fingern, um den Kampf gegen Ideen zu wagen, die von Millionenarmeen umwacht werden.

Bomben und Flugzeuge können das Leibliche und das Physische zerstören. Sie können auch mit irdischen Mitteln zerstört werden- Der Geist jedoch, der sie leitet, muß mit Geisteskräften angegriffen werden. Und zwar — so eigenartig es auch klingen mag — mit den verzeihenden, demütigen Kräften der überirdischen Liebe.

Genau so kann aber auch der drei Meilen von den Grenzen des Gebetskreuzzuges lebende Geist uns ohne Bomben und Flugzeuge zerstören. Er hat bereits seit langem damit begonnen. Und zwar damals, als man das Christentum mit seinen Gesetzen auf leichte Schultern zu legen begann. Vieles, zu vieles ist auch in unseren Landen gottlos geworden. Auch bei uns, die wir noch beten.

Voriges Jahr haben wir Katholiken Saskatchewans feierlich versprochen, den Geist des Christentums wieder in unsere Familien und Herzen einzuführen. Dieses Versprechen stellten wir voll und ganz in den Dienst der Gottesmutter Maria. Unsere Erneuerung im Glauben und im Leben nach dem Glauben sollte unter dem Schutz und Schirm Mariens beginnen. Als unser Familiengebet erwählten wir den Rosenkranz.

Wie haben wir unser Versprechen gehalten? Sind wir ihm das ganze Jahr hindurch treu geblieben?

Wie immer es auch gewesen sein mag: Am diesjährigen Rosenkranzfeste, am ersten Jahrestage unseres großen Versprechens, wollen wir von neuem beginnen, für die Wahrheiten Christi und des Christentums zu wirken. In eigener Seele und im eigenen Hause wollen wir damit beginnen. Wir wollen ihn wieder ergreifen, den alten Rosenkranz, und wir wollen beten und bitten und betteln: „Dein Reich, o Herr, komme zu uns, und bleibe bei uns, und herrsche in uns — für alle Ewigkeit!"

Der Schriftleiter.

Mein Rosenkranz

Des Rosenkranzes Perlenschnur
Ist oft durch meine Hand geglitten;
Und all mein Loben, Danken, Bitten
Maria nur durch ihn erfuhr.

Der Rosenkranz ist wie ein Buch,
In dem wir fromm-betrachtend lesen,
Was Jesus tat für alle Wesen,
Sie löste von der Sünde Fluch.

Der Rosenkranz ist mir ein Schmuck,
Ich schätz' ihn mehr als Edelsteine,
Verschließ' ihn nicht im goldnen Schreine
Ich halt' ihn fest im Händedruck.

Der Rosenkranz ist wie ein Sang,
Mit dem ich kämpfe Gottes Schlachten
Und Tod und Teufel kann verachten,
Das Siegesruhm mir stets gewährt.

Der Rosenkranz ist mir ein Quell
Gleich der Oase in der Wüste;
Den Durst nach sündigem Gelüste
Nimmt er mir ganz und gar und schnell.

Der Rosenkranz ist mir ein Freund,
Der mich auf Weg und Steg begleitet,
Die Arme schützend um mich breitet,
Wie man ein Heiligtum umzäunt.

Der Rosenkranz ist wie ein Gesang,
Den uns die Engelchöre lehrten;
Schon viele Sünder sich bekehrten
Bei seinem wundersamen Klang.

O Rosenkranz, als Immergrün
Wirst du gepflanzt in meine Hände,
Wenn kalt sie sind! Am Zeitenende
Wirst du im Himmel weiter blühn!

P. Wolfgang, O.P.

Rosenkranz-Monat



Wenn fromme Jünglinge sich zum Priestertum vorbereiten und die höheren Weihen empfangen, die der Priesterweihe als Vorstufen vorangehen, da legt die Kirche diesen Jünglingen ein Gebetbuch in die Hand und weist sie an, fortan jeden Tag ihres Lebens in diesem Buche zu lesen und mit den Worten dieses Buches Gott zu preisen bis zu dem Tage, da sie einer nach dem andern abberufen werden zum ewigen Lobpreis Gottes vor seinen Tron. Dieses Gebetbuch, das die Kirche jedem Priester in die Hand gibt, ehe sie ihn hinaussendet in sein schweres Amt, ist das Brevier. Dankbar nimmt der angehende Priester dieses Gebetbuch von seiner geistigen Mutter entgegen. Er weiß, daß es ihm helfen wird, die schweren Pflichten, die seiner warten, treu zu erfüllen und das schwere und verantwortungvolle Amt, das er auf sich nimmt, gut zu verwalten; er weiß, daß er das Gebet, das er im Auftrag der Kirche und im Verein mit vielen tausend Mitbrüdern täglich zum Himmel sendet, seinem Wirken erst den rechten Segen von oben geben wird, an dem doch alles gelegen ist. Und deshalb ist dem Priester sein Brevier so überaus wertvoll und lieb.

Auch dir, lieber Leser, hat deine geistige Mutter, die Kirche, ein ähnliches Gebetbuch in die Hand gegeben, daß du womöglich jedenTag deines Lebens aus diesem Buch beten und mit den Worten desselben Gott preisen sollst, bis du von Gott abgerufen wirst zum ewigen Lobpreis vor seinen Tron. Dieses Buch, dein Brevier, ist der **heilige Rosenkranz**. Das Brevier des Priesters enthält einhundertundfünfzig Psalmen, so enthält auch dein Brevier einhundertundfünfzig Gebete: da ist der immer wieder der Gottesmutter Maria emporgesandte Ruf: „Gegrüßet seist du, Maria", das ist das immer und immer wieder ihr vorgetragene Flehen: „Bitt für uns Sünder!" Das Brevier des Priesters enthält ferner Betrachtungen über das Leben und Leiden und die Auferstehung unseres Heilandes und über die wichtigsten Geheimnisse unseres christlichen Glaubens. Was anderes aber enthalten die fünfzehn Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes? Der geistestiefe und fromme Jesuitenpater Meschler sagt: „Das Leben Jesu und Marias ist der schönste Rosengarten, in dem wir lustwandeln, wenn wir den Rosenkranz beten. Der Garten des Rosenkranzes ruht auf dem heiligen Boden des Evangeliums, er ist eingefaßt in die unverrückbaren Quadermauern des heiligen Glaubensbekenntnisses und erblüht in demselben und aus demselben als wundervolle Zierde in geheimnisvoller Pracht und Entfaltung."

Und wie das Brevier dem Priester hilft, sein Amt treu zu verwalten, so wird auch der Rosenkranz, dein Brevier, dir behilflich sein, die Pflichten deines Berufes treu zu erfüllen und wird deinem Wirken und Mühen erst den rechten Segen von oben geben. Andersgläubige und sogar auch laugewordene Katholiken, die von dem Wesen dieses wundervollen Gebetes keinen Begriff haben, die nie oder doch seit langem nicht mehr die geheimnisvolle Kraft

verspürt haben, die in diesem Gebete verborgen liegt, spotten bisweilen oder schütteln verständnislos die Köpfe, weil wir den Rosenkranz so heilig halten. Sie sagen, wir schreiben dem Rosenkranz eine geheimnisvolle Kraft zu und zwar wollen sie uns damit einen Vorwurf machen. Wir schreiben dem Rosenkranz nicht eine geheimnisvolle Kraft in dem Sinne zu, wie ein Heide von seinem Fetisch glaubt, daß er ihn beschützt, oder wie eine abergläubische Filmdiva von einem Amulett ihr Glück erwartet, oder wie ein moderner Autobesitzer von dem Plüschäffchen, das er als Maskotte in seinem Wagen aufgehängt hat, sich vor Unfällen geschützt glaubt. Wir schreiben dem Rosenkranz, der Perlenschnur, als solchen gar keine Kraft zu; wir halten den Rosenkranz nur hehr als einen geweihten Gegenstand und als Hilfsmittel für das Rosekranzgebet. Dem Rosenkranzgebet aber schreiben wir jene Kraft zu, die unser Heiland dem andächtigen und beharrlichen Gebet überhaupt versprochen hat. Wir sehen im Rosenkranzgebet eine Gott besonders wohlgefällige und eine besonders wirkungsvolle Gebetsweise, weil sie zusammengesetzt ist aus den besten Gebeten, die wir kennen: dem Vater unser, dem Ave Maria, dem Glaubensbekenntnis und dem Lobpreis der heiligsten Dreifaltigkeit, und weil sie durch die eingeflochtenen Geheimnisse uns immer wieder zu unserem Heiland führt. Es ist nicht wahr, daß wir im Rosenkranz Maria über die Maßen verehren zum Schaden der Ehre, die wir Christus schuldig sind; im Rosenkranz wird vielmehr der schöne katholische Leitgedanke aller Marienverehrung in die Tat umgesetzt: durch Maria zu Christus. Darum empfiehlt die Kirche das Rosenkranzgebet so warm; darum hat sie es mit vielen Ablässen versehen.

Den Rosenkranz wollen wir uns durch das Kopfschütteln Unverständiger nicht verleiden lassen. Jetzt im Rosenkranzmonat wollen wir ihn wieder fester fassen und noch andächtiger und lieber beten als sonst. Und wenn die Zeit nicht jeden Tag reicht zu einem ganzen Rosenkranz, so reicht sie bei gutem Willen doch zu einem Gesetzchen. Mit dem Rosenkranz wollen wir uns den Himmel erbeten. Ein armer Knabe sang beim Gottesdienst in einer Klosterkirche als Chorknabe mit. Eines Tages kam ein Klosterbruder auf ihn zu, dem bei dem herrlichen Gesang des Knaben das Herz weich und das Auge feucht geworden war. „Christoph", sagte er gerührt, „ich habe nichts, was ich dir geben könnte als diesen Rosenkranz; nimm ihn und bete ihn, **er wird dir Glück bringen."** Der Knabe war über das Geschenk erfreut und betete gern seinen Rosenkranz. Später wurde er Musiklehrer der Königin Maria Antoinette. Das Leben am Hof hatte nicht wenige Gefahren, aber Christoph betete treu seinen Rosenkranz und mit seiner Hilfe bewahrte er sich seinen Glauben und sein reines Herz. Er verfaßte viele herrliche Musikstücke und wurde in der ganzen Welt berühmt als der große Meister Christoph Gluck. Aber nicht dieser Ruhm war sein Glück, sondern daß er sich bei all seinem Ruhm den frommen Sinn wahrte und seine Kunst dem Höchsten weihte. Und das größte Glück, das ihm widerfuhr, das war sein seliges Ende. Eines Tages fand man ihn tot im Stuhle sitzend. Er war gerade daran, den Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr" in Noten zu setzen; in der Hand aber hielt der tote Christoph Gluck noch den Rosenkranz, während seine Seele schon den Weg gefunden hatte zur Rosenkranzkönigin im Himmel. So hatte sich bewahrheitet, was der Klosterbruder einst dem kleinen Christoph vorausgesagt hatte: der Rosenkranz hatte ihm Glück gebracht — das schönste Glück: eine gute Sterbestunde.

Vor einigen Monaten sah man in den Zeitungen das Bild des verstorbenen letzten Sachsenkönigs. Was hielt er als einzigen Schmuck in seinen erkalteten Händen? Den Rosenkranz! Mit dem Rosenkranz in der Hand schlummert dieser treue Sohn seiner Kirche dem Auferstehungsmorgen entgegen.

Uns wird man auch einmal den Rosenkranz um die todesstarren Hände schlingen. Wir wollen ihn darum jetzt oft und gerne zur Hand nehmen, damit er auch uns zu einem guten Todes verhilft und das Glück eines guten Todes bringt, daß er uns zum Himmelsschlüssel wird.

Wer Gott leugnet, ist einer, der die Sonne leugnet. Es wird ihm nichts nützen, sie scheint doch.

Peter Rosegger.

Ein Mensch lebt keine hundert Jahre, doch macht er sich Sorgen für tausend.

Chin. Spruch.

Der kleine Ritter Gottes

Historische Erzählung aus Pfalz-Neuburg von Josefine Lauber

Die Herzogin Magdalena schrieb an ihren Gemahl Wolfgang Wilhelm, und eben als sie über den Erbprinzen berichtete, trat dieser ein. Philipp Wilhelm war ein hübscher Junge von zwölf Jahren. Er küßte voll Anmut die blasse Hand seiner Mutter und sah dann erwartungsvoll zurück nach seinem Erzieher, welcher mit einem Neigen des Kopfes bescheiden an der Türe stehen blieb. Die Herzogin erhob sich sofort und reichte Pater Brandis die Hand. Philipp aber, der als echtes Kind nichts erwarten konnte, platzte heraus: „Frau Mutter, denkt doch, ich darf bei der großen Prozession am heiligen Karfreitag die Hauptrolle, den Knaben Jesus, übernehmen! Ei, und dann ist auch der Herr Pater wieder zurück — wird der schauen, wenn ich im Triumphwagen gefahren komme! Ich darf doch — gelt, ich darf doch?" bettelte er ungestüm, seinen Blondkopf an der Mutter reibend.

„Kleine Karfreitagsratsche, du!" tadelte sie leicht, aber mit glänzenden Augen. „Was meint mein Herr Pater — wollt Ihr ihn nicht als Ratsche verwenden? Selbige Rolle scheint ihm auf den Leib geschrieben!"

Der Pater lachte, und der Prinz warf schmollend seinen frischen Mund auf.

„Die Bitte Eures kranken Freundes um den Besuch der Frau Herzogin habt Ihr aber ganz vergessen, Prinz!" mahnte der Erzieher. Die fromme Mutter sah ihn ernst an:

„Immer zuerst die anderen — dann erst wir selber! Wie oft habe ich dir das eingeprägt, Philipp! Geh jetzt, ich habe mit deinem Erzieher zu sprechen! Bestell der Dannhoferin im Vorübergehen, sie möchte ein Körblein voll Obst, Kräpflein und Fruchtsaft zusammenpacken — du magst mich dann später zu dem kranken Scholaren begleiten."

Der Prinz gehorchte sofort, küßte seiner Mutter geziemend die Hand, grüßte den Pater schelmisch lächelnd mit einem Senken seines kleinen Degens und verließ mit leichten, anmutigen Schritten das Gemach.

„Wie geschaffen für den Knaben Jesus!", stoßseufzte der Jesuit, als sich die Türe hinter seinem Zögling geschlossen hatte. Aber die Herzogin überraschte ihn, wie schon manches Mal. „Habt Ihr in ganz Neuburg keinen anderen Knaben aufgetrieben für die Hauptrolle?", fragte sie herb. Erstaunt sah Pater Brandis auf. Es zuckte in seinen dunklen Augen, und auf seinen Backen brannten abgezirkelte Flecke.

„Glaubt mein Herr Pater denn, daß es für den Charakter des Prinzen gut ist, wenn er immer die Erste, immer bevorzugt ist?"

Der noch junge Pater spielte verlegen mit dem Gürtel seines Ordensgewandes. Sein Rektor hatte die Herzogin, diese große Wohltäterin des Jesuitenkollegs, in ihrem kleinen Sohne ehren wollen, sie, die mehr noch als Wolfgang Wilhelm in Neuburg



für den katholischen Glauben getan hatte — und nun? Jede andere Frau hätte sich gefreut, ihr Kind im Mittelpunkt zu sehen, aber wahrlich, diese Frau war eben keine gewöhnliche Frau — sie war eine Heilige!

Mit ihren klugen, klaren Augen las Magdalena ihm so ziemlich alle Gedanken von der Stirn ab. „Mehr als jede Ehrung ist das Reifen der Seele zu Gott", sprach sie versöhnend. „In Summa — mir bangt um die Seele meines Kindes, die ich durch die hohe Stellung in der Welt gar oft gefährdet sehe. Pater, helft auch Ihr mir, ihn bescheidentlich zu erziehen, sonderlich, wenn Gott mich abruft —"

Die erschrocken erhobene Hand des Jesuiten schien jedes Wort abschneiden zu wollen, sie aber nickte ihm traurig zu und fuhr fort: „Ich bin oftmals von Leibesschwachheit heimgesucht — Ihr wißt es ja. Ich fürchte den Tod nicht, deshalb glaube ich ihn nahe. Aber so lange noch Odem ist in diesem armseligen Leib, will ich meine Kräfte brauchen, Philipp für Gott zu erziehen. Glaubt nicht, daß ich ihm die Rolle, so sein lebhaft Gemüt reizet, nehmen will, aber ich verhoffe, daß er selbsten darauf kommt, daß Opfermut schöner ist als das herrliche Schauspiel und die erste Rolle. Betet auch Ihr in dieser Opinion, Pater!"

Tief nachdenklich ging Pater Brandis über den Schloßhof ins Jesuitenkolleg. Er dachte daran, daß einst Kaiser Matthias um die Hand dieser Bayernprinzessin geworben hatte durch Bischof Klesel, aber Gott wußte einen wichtigeren Posten für sie. Er stellte sie als Fackel in das Land der Pfalz — und siehe: ringsum lodern die heiligen Feuer des katholischen Glaubens wieder. O du heilige, fromme Fürstin, nein, du darfst noch lang nicht von uns gehen . . . . .

Inzwischen ging die, an die er dachte, auf Elisabethschuhen ihren Caritasweg, ihr Kind anleitend zur Liebe für kranke Menschen. Als sie die Infirmerie des Gymnasiums betraten, hemmte ein liebliches Bild unwillkürlich ihren Schritt. Der kranke Schüler war auf und spielte, in unbewußter Grazie, auf dem Sims des Erkers sitzend auf der Geige das alte Gerhardslied: „Ich woll', daß ich daheim wär'". Leise rauschte die Donau zu den Butzenscheiben herein, und das Abendrot umlohte in starkem Feuer den schmalen Bubenkopf, dessen feines Profil wie aus Wachs geformt schien. Der Wind hob wie spielend die seidig blonden Locken, die ihm bis auf den weißen Schulterkragen herabfielen. Der Scholarenanzug war schwarz mit weißen Ärmelstulpen.

Das Lied und noch mehr der sehnende Ausdruck der übergroßen, dunklen Augen sagten der mütterlichen Frau genug.

„Armes Bübel, hat er wieder recht Heimweh nach seinen Bergen?"

Aufstrahlenden Blickes sprang Raimund Gschwend herunter und verbeugte sich vor der Herzogin, die er halb wie eine Mutter, halb wie eine Heilige verehrte. Während der Prinz eifrig den verlockenden Inhalt des Körbchens auspackte, ließ Magdalena das Schülerlein sich aussprechen. Sie, die in München mit ihrer Mutter Renate alle Hospitäler besucht hatte, erkannte mit sicherem Blick, daß der Junge gar nicht der Todeskandidat war, zu dem ihn die Patres aus Sorge voreilig stempelten. Wohl war er überzart und

Die Belanz

Ein junger, hochbegabter Künstler, der ein ausschweifendes Leben geführt hatte, mußte sich schon mit 24 Jahren zum Sterben legen. Er fragte den Arzt, wie lange er noch zu leben habe. Dieser gab eine ausweichende Antwort. Da wurde der Kranke heftig und drängte auf Antwort. Da sagte der Arzt: „Nun gut, wenn Sie es durchaus wissen wollen, länger als 24 Stunden leben Sie auf keinen Fall mehr." Der Kranke erbat sich hierauf einen Zettel und Bleistift. Auf den Zettel schrieb er oben das Datum des folgendes Tages, seines Sterbetages. Darunter schrieb er sein Geburtsdatum. Dann zog er einen Strich darunter und errechnete die Differenz. Als Summe erhielt er die Zeit seines Lebens: 24 Jahre, 3 Monate und 7 Tage. Dann schrieb er mit dem Bleistift neben dieses Ergebnis: „Ist gleich Null" und schleuderte den Zettel weit von sich. — Es kommt auf die Bilanz der Sterbestunde an. Was hilft es dem Menschen, wenn er alles „Glück" der Welt besaß und in der Todesstunde doch bekennen muß: „Ist gleich Null!"

die Neuburger Nebelluft Gift für seine katarrhalische Anlage, aber am meisten zehrte an ihm das Heimweh nach den Bergen. Magdalena nahm sich vor, dem Rektor einen Schüleraustausch vorzuschlagen, damit der arme Kerl wieder zurück in Bergluft käme.

Auf dem Nachhauseweg sagte Philipp Wilhelm nachdenklich: „Wenn ich nur wüßte, an wen mich der Gschwend heute immer erinnert hat? . . . O, anitzo fällt mir's bei: An das Ölgemäl, so im Studio hanget und den Knaben Jesus fürstellt. Dem Knaben Jesus sieht der Raimund aufs Haar gleich!"

Der Knabe Jesus — das Stichwort!

Eifrig griff Magdalena es auf: „Ja, weshalb darf dann nicht er den Knaben Jesus darstellen?"

Mit einem Ruck blieb Philipp Wilhelm stehen. Sofort verstand er, wo die Mutter hinaus wollte, und das helle Blut schoß ihm ins Gesicht. Die Rolle abgeben — die herrliche Rolle —, nein, das kann niemand von ihm verlangen, und sei's auch dem kranken Freund zulieb! Freilich, sie sagen, der Raimund hätte nimmer lang zu leben, vielleicht ist's seine letzte Freud' . . .

Die Mutter verfolgte den Kampf, der sich in dem beweglichen Bubengesicht spiegelte, sie ahnte jeden Gedanken ihres Lieblings. Ach, er sieht sich ja schon im goldenen Triumphwagen, und seine Augen blitzen draufgängerisch, denkt er daran, daß Satan gebunden unter ihm liegen wird! Und das alles aufgeben!

Ein kleiner, zitternder Seufzer hob seine Brust: „Dem Pater Welser könnt's etwann nit recht sein!"

Die Mutter lächelte wehmütig. Wie er sich wehrt! Und doch, und doch — kein eitler Kavalier nach welscher Art sollte ihr lieber Bub werden, sondern einmal ein tieffrommer Fürst, wie sein Vater und sein Großvater zu München! Sie legte sanft den Arm um ihn, und so mit ihm schreitend, zwang sie ihn zum Anhören. Es war ein wunderschönes Mutter-und-Kind-Bild: die Herzogin in ihrer steifen spanischen Tracht aus goldbraunen, gemustertem Brokat, mit einer wunderfeinen Spitzenkrause um den Hals, der Prinz auf ihren Wunsch wie stets in den Marienfarben, blau und weiß gekleidet, einem anmutigen Pagen gleichend.

„Mein Kind", sprach Magdalena innig, „wer wollte denn dem Heiland, den er heuer das erste Mal empfangen hat, einmal ein recht großes Opfer bringen? Wer wollte dereinst ein Ritter des allmächtigen Gottes werden—wer?"

„Ich, Frau Mutter!", rief der Prinz feurig. Sein verdüstertes Gesichtchen strahlte wieder auf. „Ich dank es der Frau Mutter, daß sie mich erinnert hat, bei Gott, eine schönere Occasion als die Prozession kommt so bald nicht wieder. Gleich lauf ich zurück und gebleu, der wird sich freuen!" be die Rolle dem Raimund, par- Schon wollte er strahlend davonstürmen, aber die Mutter hielt ihn zurück, denn zuerst müßte der Ordnung halber der Pater Rektor verständigt werden. Aber in ihrem Herzen lobte sie Gott, und der Prinz sprang vergnügt — war er doch ein tapferer Ritter Gottes! — neben seiner Mutter her.

Als der Tag der großen Prozession anbrach, war die Herzogin krank, wie leider nun oft. Doch hart, wie sie zeitlebens gegen sich war, wollte sie wenigstens vom Fenster aus, am Betstuhl kniend, der Prozession beiwohnen. Sie zündete mit fiebernder Hand selbst die Kandelaber an, welche



Dieses Geschichtchen gefällt ihnen.

das Kruzifix umsäumten. Auf ihren Befehl wurden die grauen Mauern des gewaltigen Schloßbaues mit Scharlachdecken, Silberbrokat und orientalischen Geweben geschmückt. Der Herzog hatte im Grünauer Forst herrliche Fichten schlagen lassen, welche nun am Portal als grüne Ehrenwache standen. Der Prinz kam noch schnell vor Beginn herauf und holte sich den Segen seiner Mutter. Als kleiner Isaak, nur mit einem Fell bekleidet, wollte er unerkannt die Prozession mitmachen, und hatte damit sogar auf das Besteigen seines Pferdes in Demut verzichtet. Aber nicht ein Zug seines offenen Gesichts zeigte etwelchen Verdruß.

Es war wohl der seltsamste Umzug, den die Welt gesehen hat, dies „Passio Domini nostri Jesu Christi" der Patres Jesuiten. Sie hatten mit feinem Geist hierin eine Art Schaustück zusammengestellt, wozu sie teils Bilder, teils verkleidete Menschen benützten, um eine tiefsinnige Predigt über das Leiden Christi und die sündige Seele zu halten. Natürlich, die Welt sah es mit gänzlich andern Augen an als die frommen Christen. Während die Herzogin, mühselig am Betstuhl kniend, aber in tiefster Andacht den herrlichen Gedanken Pater Welsers, eines Augsburger Patriziersohnes, nachging, schwätzte und kicherte einen Gaden höher die schöne Starhembergin unaufhörlich und reckte sich fast den Hals aus nach all den Kavaliers, Fähndrichen und fürstlichen Herren, die unten vorübergingen.

Beim Donner einer zweiten Salve setzte sich der Zug durch das überwölbte Tor des Jesuitenkollegs in Bewegung.

Voran schritt der Genius der Kongregation, der wegen des traurigen Freitags einen schwarzen Flor umgebunden hatte. Rechts und links gingen Kruzifix- und Leuchterträger. Dann, wie eine Erscheinung so zart, ritt Christus auf einem Maultier heraus. Er trug ein schneeweißes Gewand und einen Palmzweig in der Hand. Eine Schar buntgekleideter Kinder umringte ihn, palmenschwingend und Hosanna jauchzend. Die letzten schauten aber schon ängstlich nach dem Standartenreiter, welcher sein Pferd immer wieder zügelnd, langsam folgte. Sein Harnisch blitzte wie Sicheln in der Sonne.

Die bleiche Fürstin lehnte am Fenster. Ihr Fieberblick ging weiteren Reitern nach, welche in Gestalt von Totengerippen (die Wirkung war durch täuschende Bemalung erzielt) auf herrlichen, feurigen Rappen neben dem Zug hergaloppierten. Zwei von diesen Skeletten bliesen gellende Posaunen, einer tümmelte auf einem Kalbfell herum. Trotz dieser aufrüttelnden Predigt: Denkt an den Tod und das letzte Gericht!, wollte sich die Starhembergin ausschütten vor Lachen, weil eben unten Adam vorüberging, in einen zottigen Pelz gehüllt, einen To-

Sieben Erziehungsregeln

Ein Handwerksmann, der viele und lauter wohlgeratene Kinder hatte, wurde einmal gefragt, wie er es angefangen habe, so viele Kinder so wohl zu erziehen. Er antwortete:

Erstens: Habe ich meinen Kindern nie etwas befohlen, was ich nicht selbst tat, und zum anderen habe ich besonderen Fleiß darauf verwendet, mein erstes Kind recht zu erziehen.

Zweitens: Halte ich auf Gehorsam. Denke nicht, du wollest deinen Kindern erst dann Gehorsam abfordern, wenn sie es verstehen. Gehorsam muß den Kindern zur Gewohnheit werden.

Drittens: Erweise deinen Kindern Liebe, doch so, daß immer Furcht und Ehrerbietung in den Kindern bleiben!

Viertens: Dulde keinen Widerspruch!

Fünftens: In Gegenwart der Kinder müssen die Eltern immer einer Meinung sein. Es darf das gezüchtigte Kind sich nie hinter den Vater oder die Mutter verstecken, um Schutz und Zuflucht zu finden.

Sechstens: Erziehe dein Kind zur Arbeit und sorge für seine Gesundheit!

Siebentens: Und vor allem: Stelle dich mit deinen Kindern und mit deinem ganzen Hause unter den Schutz des Allerhöchsten. An Gottes Segen ist alles gelegen!

Ferdinand Silbereisen.

tenschädel tragend, dem man einen roten Apfel zwischen die grinsenden Zähne geklemmt hatte: Durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen.

Auch der Höllenfürst, hoch zu Roß, war im Zuge. Luzifer, eine echte gelbe Teufelsfratze mit spitzer Nase und Bocksfuß, schwang die rote römische Toga so plötzlich über die Schulter, daß sie wie eine Flamme hochschoß. Luzifer war in schwarzen Samt gekleidet und ritt einen fehlerlosen Araberschimmel, der so bäumte, daß ihm die weißen Flocken ums Maul flogen. Das ganze Pferdematerial war vom kurfürstlichen Marstall gestellt. Das Gefolge Luzifers, sechs geschwänzte Teufel, war mit Garn versehen; schwarz- und weißgekleidete Personen, Seelen darstellend, flohen vor ihnen, einige waren schon umgarnt.

Jetzt beugte sich auch die kranke Fürstin hinaus, denn der blonde Knabe, dem eine Schulter rund und samtweich aus dem braunen Fell guckt, ist ja der Prinz, der sein Reisig Bündlein schleppt. Abraham mit entblößtem Schwert folgt ihm. Einen Augenblick aber bleibt der kleine, adelige Isaak stehen und tauscht einen innigen Blick mit seiner kranken Mutter.

Und jetzt hängen auch die Augen Magdalenas aufleuchtend an dem Christusdarsteller. Sie weiß, es ist ein Kranker, der sich die Gnade ausbat, den Herrn in der Passion darstellen zu dürfen. Und weil er leidet, wirklich leidet bei jedem Schritt, drum ist alles so lebenswahr! Totenbleich ist das edle Gesicht, die Anstrengung des Kreuztragens treibt ihm den Schweiß aus allen Poren, man hört sein Keuchen bis herauf, und jetzt — ach, jetzt stürzt er mit dem schweren Kreuz stöhnend zu Boden — man muß den Simon von



Marias Freuden.

Cyrene herbeiwinken. Ohne daß sie es weiß, rinnt Träne um Träne über Magdalenas Gesicht. So also littest du, mein Gott — mein Gott! Im Geist gehört sie zu den weinenden Frauen, die dem Meister folgen. Mitten hinein in die Leidensbetrachtung rollen die Räder des Triumphwagens, und nun lächelt selbst die blasse, verweinte Herzogin, denn — geht nicht ein Strom von Sonne von dieser Lichtgestalt aus, die dort unten im goldenen Triumphwagen fährt? Dieser Jesusknabe, wie aus zartem Wachs geformt, mit dem Heiligenschein ums blonde Köpfchen, mit dem innigscheuen Blick — o wie lieblich ist er! Mattblau ist sein Gewand, purpurfarben der Mantel, und seine edelblassen Händchen halten ein großes goldenes Kreuz — denn im Himmel wird all unser Kreuz zu Gold! Vor dem Jesusknaben kniet in schneeweißem Gewand, das die schwarzen Haare wie dunkle Wasser überrinnen, die gerettete Seele. Sie hält ein rotes Herz zu dem kleinen Heiland empor. Magdalena kennt das Mägdlein — es ist eine Prinzessin von Tesch, der Vater ist erst katholisch worden, der Herzog von Tesch!

Diese zarte Gruppe (Jesus und die Seele) war höher gestellt, etwas tiefer unter ihr lag der Höllenfürst gefesselt im Wagen, und in Ketten zusammengesunken Frau Welt und die Sünde. Frau Welt trug ein Purpurkleid mit schmutzigem Saum und war über und über mit Flitter behängt, die Sünde aber, in schillerndem Gewand, war von künstlichen Schlangen umstrickt. Das Heilige Grab, von der ehrsamen Zunft der Brauer getragen, die Herren Sodales, die kurfürstlichen Herrn und Kavaliers machten den Beschluß. An ihrer Spitze schritt Wolfgang Wilhelm. Während aber der Umzug sich großartig entfaltete und siebenmal zu den Fußfällen der Geißler stockte, hatten sich Diebe den Umstand, das fast ganz Neuburg unterwegs war, zunutze gemacht und waren in die Hofkirche eingebrochen, eine Verbindung zwischen Kirche und Kolleg schlau benutzend.

Die schönsten Kirchenschätze fie-

Zwei Kraenze

Auf den ersten Oktobersonntag fallen seit einigen Jahren in vielen Gemeinden zwei Feste: Erntedank und Rosenkranzfest — wie schön für den gläubigen Christen! **Den Erntekranz und Rosenkranz** hängen wir nebeneinander. Den einen für den Vater, im Himmel, den anderen für die Mutter der Christenheit. Mit dem einen ehren wir den Geber alles Guten, mit dem anderen die Schatzmeisterin aller Gnaden. Der Erntekranz ist uns **Sinnbild der Güte,** mit der Gottes Barmherzigkeit fleißige und redliche Arbeit hier auf Erden belohnt. Der Rosenkranz deutet auf **die Krone** hin, die den getreuen Knecht im Himmel erwartet. Saatkörner und Rosenkranzperlen — beide haben sie ihre Geheimnisse. Wie die einen im Boden keimen und sprießen, so wirken und treiben die anderen im Erdreich der Seele. Den freudenreichen, den schmerzhaften und den glorreichen Rosenkranz webt der Landmann in die Kette seiner Jahresarbeit. (Wie sinnvoll dachte und handelte da z. B. der hl. Bruder Konrad, der, solange er auf dem Felde arbeitete, mit der Arbeit auch den tatsächlichen Rosenkranz verband!) Wie sich im Zeichen des Erntekranzes das ganze Volk die Hände reicht und jubelt, so schließt sich im Rosenkranz das ganze Volk Gottes auf den weiten Erdenrund zusammen und wandelt jubelnd und betend Hand in Hand dem Himmel zu.

Der Erntekranz muß mit Fleiß und Schweiß erworben werden. Gott schickt uns Regen und Sonnenschein und ein Ernte, wie es sein Wille ist, manchmal sehr gut, aber auch wieder minder. Manche Hoffnung wird verregnet, manche Erwartung erfriert. Nicht alle Knospen, die im Frühling blühten, haben Frucht getragen, und nicht alles Korn, das im Sommer so aufrecht grünte, ist zum Gold der Reife gelangt. Gestillte und ungestillte Hoffnungen, beide sind ein Zeichen vom Himmel und verlangen Nachdenken, Dank und Ergebung.

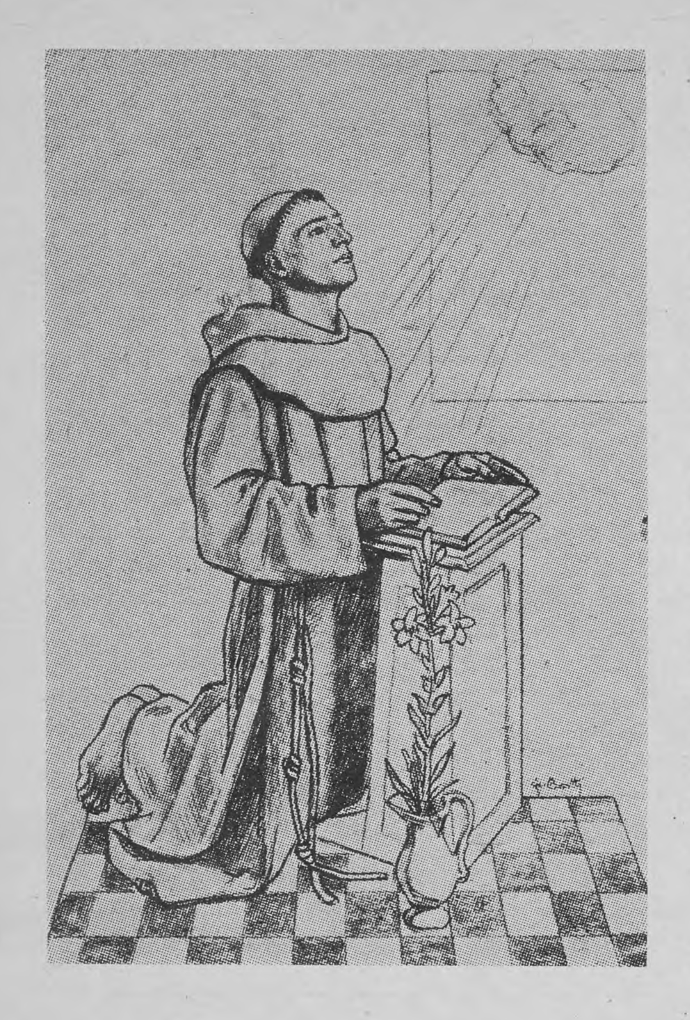
Natur und Übernatur sind zwei Uhren, die hier auf Erden noch nicht den gleichen Gang haben. Das Gute wird selten sofort belohnt, das Böse selten so-

len ihnen in die Hände: Die herrliche Monstranz, deren Blätter reines Gold, die Trauben echte Perlen und das Agnus Dei ebenfalls aus echten Perlen war. Ein Meßgewand, aus der Herzogin goldbrokatnem Brautkleid gefertigt und bestickt, alle Kelche und zwei eingelegte Ebenholztruhen. Mit schwer niederziehenden Säkken schlichen sich die Männer auf ihrem Diebesweg zurück, als ein Geräusch, von der Kirche kommend, sie stutzig machte. Sich umsehend, gewahrten sie etwas, was sie versteinert stehen bleiben ließ. Schon witterten tiefe Abendschatten in dem Gang, aber im Gezitter einer Kerze kam jemand so nebelzart, so überirdisch daher, daß den wilden Männern die Knie einbrachen. Je näher die Gestalt kam, desto mehr verstärkte sich der Eindruck einer Erscheinung. Wer war der wunderschöne Knabe, blaß wie eine arme Seele? Wo gab es sonst noch Augen mit so rätselhaftem, durchdringendem Blick, wenn nicht im drübern Reich? So ein blaues Gewand mit goldenem Saum, wer hat das? Ein roter Mantel glüht im Kerzenschein wie Blut, und das Goldkreuz, die Blondlocken und der Heiligenschein blenden wie Licht der Ewigkeit.

„Jesus — du!" Ein grauenhafter Schrei brach sich an den Wänden des überwölbten Ganges. Schauerlich hallte ein Echo zurück.

„Jesus! Jesus! Jesus!"

Entsetzt warfen sie die Säcke fort und flohen wie vor dem Jüngsten Gericht. Der herbeieilende Mesner fand nur ein zitterndes Studentlein und Säcke voll Kirchenschätze. „Siehst du", sagte die Herzogin am Abend lächelnd zu dem Prinzen, „Gott zeigt dir, wie angenehm ihm das Opfer seines kleinen Ritters war. Nur dein kranker Freund durfte wegen seiner Müdigkeit den Abkürzungsweg benützen, und Gott benützte seine Rolle, um die Diebe zu erschrecken. Dich hätte man in der gleichen Rolle in den Schloßhof eingefahren, und derweilen wären die Kirchenräuber mit unsern größten Schätzen über alle Berge geflohen. So aber verhoffe ich mit euch für die Seelen der Unseligen heilsame Wirkung."



fort gestraft. Gott denkt und handelt da anders als wir Menschen. Wir möchten es lieber anders. Wir sähen es gern, wenn der Hausvater im Himmel jeden Abend Rechnungsabschluß machte. Aber, wo bliebe dann der Glaube und das Verdienst? Gerade der Rosenkranz ist uns da ein trefflicher Lehrmeister. Er zeigt uns, daß selbst die Besten leiden müssen, und daß der Boßheit eine Zeit des Triumphes gelassen wird. Schon zwischen den weißen Rosen des freudenreichen Rosenkranzes wachsen die Dornen, und das Gold des glorreichen Rosenkranzes ist nur deshalb so strahlend, weil es sich aufbaut auf dem Blutrot und dem Todesschmerz des schmerzhaften. Der Rosenkranz stellt uns das Leben vor, wie es ist und nicht, wie es nach unserer Meinung sein sollte. Sein Wert ist die Wahrheit, aber die **ganze Wahrheit,** und zu ihr gehört nicht nur der trübe Anfang, sondern auch das herrliche Ende. So wird uns der liebliche Rosengarten des Muttergottes-Monats Oktober zur gnadenreichen Kampfesschule, und während wir ihn betend durchwandeln, lernen wir, mit dem Leben fertig werden. Wir wissen, daß Tilly zwischen den Schlachten den Rosenkranz betete, daß der große Leo XIII., das Licht seines Jahrhunderts, seine gewaltigen Schläge gegen den Geist der Zeit im Rosenkranzgebet vorbereitete, daß Pius XI. erklärte, sein Tagewerk ist erst zu Ende, wenn er den Rosenkranz gebetet habe, und daß der hl. Bruder Konrad, ständig den Rosenkranz um die Finger gewunden, ihm hauptsächlich seine große Heiligkeit und staunenswerte Wunderkraft verdankt.

Aber viel, viel größer noch ist das Heer jener schlichten Menschen aus allen Ständen und Nationen, die der Rosenkranz, jetzt schon durch Jahrhunderte hindurch, Tag für Tag in den Kampf des Lebens entläßt, und wahrlich, sie sind nicht schlecht vorbereitet auf diesen Kampf! Kommen wird darum ein Tag, an dem der Rosenkranz als **der große Erntekranz der betenden Christenheit an den Toren des Himmels hängt** — herrlich geschmückt mit all den Siegen, die in seinem Namen erfochten, mit all den Tugenden, die in seiner Schule erworben, mit all den Opfern, die in seiner Kraft gebracht wurden. Auch von uns werden dann hoffentlich ein paar vollen Ähren zwischen seinen Rosen blühen.

Erntekranz und Rosenkranz! Natur und Gnade! Erde und Himmel! Das Auge des Christen schaut sie nur in Einem. Wie in der Taufrische des Sommermorgens Sonnengold in jeder Ähre hängt, und jeder Halm ein funkelndes Krönlein trägt, bis die Sonne es ihm wegküßt, so wird auch die irdische Lebensarbeit des Christen geadelt und gekrönt durch den Wert, den sie im Lichte der Ewigkeit hat. Jeder Tag trägt sein Morgenkrönlein in der guten Meinung. Jeder Abend aber legt einen Purpurkranz von Rosen rings um die müde Erde. Er ist Vorbild jenes Erntekranzes, den der himmlische Hausvater einmal flechten wird aus den Blutstropfen seines Sohnes und den guten Werken der Menschenkinder.

Th. W.

„Wenn der Kirche Freiheit ihrer religiösen Mission zugesichert wird, dann heißt das nicht, daß die anders- und ungläubigen Kräfte in Fesseln gelegt oder in ihrer geistigen Wirkung behindert werde sollen."

vom Schusterseppel



Liebe kadolische Leit!

Vonwege meine promise wo ich g'mocht hon indem daß ich eich weider verzähle will wie daß es mir uf meinen trip gange is tu ich mich jetz hinhucke und alles uffschreibe und berichte und ich tu soge daß mir gut hamkomme sein wo ich eich ja schon im letzten Mariabot verzählt hon ober die story is noch net zuend indem daß die Pauline wo mein treies Weib is ieber mich g'sogt hot: Seppel hot sie g'sogt jetzen hoft du dein trip g'hat und heit is die Reih an mich. Ich hon die Pauline ganz surprised ang'schaut und hon g'frogt, was meinst du denn hon ich g'frogt und die Pauline hot zurieckgebe wie daß sie uf Regina fohre will uf das shoppen.

Liebe Leit und kadolischer Leser und Leseriene vom Mariabot wo ein verheiroter Mann is der gleicht die Weiber net vom shoppe rede weil heit alles so expensive is und mir könne die expences net meeten und die Weibsleit sein auch arg choosy wenn's in die stores geht aus was weller Ursach der Hausvoter viel Getult uffbringe muß indem daß er vor die stores worte und worte muß bis daß die Weibsleit mit dem shoppe fertig sein ober manchmol huckt der Hausvoter sich in den Beerparlor indem daß die Zeit im Beerparlor g'schwinder geht und gude Unnerholtung tut er dorten auch finne. B'saufe derf sich der kadolische Hausvoter ober net in die Beerparlors vonwege die chriestliche Tugend von die Niechternheit wo mir ober uf die Christmas und uf unsre Hochzeite net keepen ober selle Tugend tun mir nur cultivaten wenn mir nix net daham hon und auch keine company net komme is ober desch is net gut indem daß der Katechismus teached daß mir alle Täg niechtern sein solln und desch is die wohre kadolische Lehr.

Als guder kadolischer Hausvoter wo seine responsibilities hot hon ich getreid meinem Weib sellen trip uf Regina auszurede ober es hot net g'schofft und sie hot ieber mich explained wie daß sie und zwei von meine Schwiegertechter gedecided hon fier uf Regina zu fohre und desch is der finisch indem daß die Weibsleit gut gedecided hon wenn sie ein decesion gereached hon und kein Mann net kann ihren mind changen.

Liebe Leit ieber'n Sunntog hon ich geruht und auch ieber'n Montog ober uf den Dienschtog sein mir gefohre und mir sein zu sechs in der car gewest indem daß mein Älschter die car getriebe hot und ich und der Zickler Matt wo mein Nachbor is und mein getreier Freind mir hen vorne g'huckt und die Pauline mit meine zwei Schwiegertechter hen hinne in der car g'huckt. Der trip is gut gange vonwege die gude experience wo mein Älschter im cardriven hot und wenn ein kadolischer Farmer und Hauvoter in die city kummt dann muß er wotsche vonwege die viele stop signs wo in der city sein und die Leit in der Stadt sein närrisch uf das schnelle fohre und sie hen keine mercy net mit einen kadolischen Hausvoter von der Kuntry wo schlechte brakes in seine car hot vonwege die Ungerechtigkeit wo mir einfache Leit standen miesse indem daß die Frucht net wochst und die Schweine und das Viech is so schlecht bezohlt ober mir sein geforced high prices zu zohle wenn mir beim butcher kaufe und fier uf die neie brakes langst net.

In Regina sein die Weibsleit gleich in die stores und es is noch zwei Stunde bis zum dinner gewest aus was weller Ursach ich und mein Freind der Matt und auch mein Älschter in die Army Navy gange sein vonwege die bargans wo ein Mensch dort finne kann ober mir sein net vonwege die bargans zu die Army Navy gange indem daß es arg interesting is nix net bei die Army Navy zu kaufe

ober nur rumzustehe und rumzuluke vonwege die unnerschiedliche bekannte Leit wo man dort mieten kann und mir kennen arg viel news exchangen.

Wie der Mietog komme wor sein mir h'naus fier um die Weiber zu miete die sein ober net kumme und mir hen ieber eine Stund gewotscht ober es is umsunst gewest aus was weller Ursach mir in ein Restaurant sein und dorten hon mir gesse.

Uf den Nochmittog hen mir die Weibsleit noch net gefunne und sie sein wie gedisappeared gewest wos mir unnerschiedliche worries g'schofft hot indem daß ich gefercht hon fier das vielige Geld wo gespend werd ober in den beerparlor sein mir doch und mir hen dort unnerschiedliche bekannte Leite gemiet wo ganz besundersch der Lunk Steve gewest is was wellen Lunk Steve sein Voter mit mir im rußieschen Milidär gedient hot ober die Unneroffizier education hot er net mitgemocht indem daß das Milidär fier uf solle highe education nur arg smarte Bube breicht.

Der Steve und der Zickler Matt wo mit mir gewest is hon sich gleich miteinanner bekannt gemocht und es is noch keine Stund vergange da hot der Steve dem Matt schon ein song geteached wo heiße tut: Weibersterben bringt dem Mann kein Verderben Pferdverrecken bringt dem Farmer arg viel Schrecken was wellen song der Matt arg geglieche hot und ich und mein Älschter mir hon auch mitg'sunge. Mir hon uns bis zu die supper Zeit arg gut unnerholte und wie mir h'naus sein aus dem beerparlor hon mir auch gleich die Weibsleit gemiet und meine Schwiegertechter hon mir gornet zu explainen gebreicht wo daß sie gewest sein indem daß ihr Hoor gekörlt gewest is und uffgeputzt grad fier uf Holywood und ich hon g'sogt, verruckte Madel seit ihr, hon ich g'sogt, so viel Geld zu spende und fienf Stunne in die beautyparlors zu verbringe wo mir doch schoppe kumme sein ober die Pauline hot gleich ieber mich g'sogt, mir tun ein Hotelroom nehme und morgen geht's uf Moos-Jaw indem daß der Mensch in Regina nix net kaufe kann vonwege weil die stores nix net hon.

Weib, hon ich druff zurieckgebe, desch is mir ober funny, alle Weibsleit von Regina sein gedressed und hon gude coats und Schuh und ihr kummts von der kuntry wie die Ladies und die stores hon nix net fier eich? Was is denn desch fier eine Vernunft? Meints ihr daß die Weibsleit von Regina in Moose-Jaw schoppe? Was fier die gut g'nug is is auch fier eich gut g'nug oder meints ihr mir solln eich uf Chicago schiecke? Ober die Pauline hot mir gleich ihre Antwort zurieckgebe indem daß sie g'sogt hot wie daß ich uf die Regina Weibsleit wo uf der street sein net schaue soll indem daß selles net mein business is und es paßt sich net fier uf einen alten Mann und kadolischen Hausvoter ober morgen geht's uf Moose-Jaw. Liebe Leit, ich hon nix net g'hat wo ich zurieckfoge soll und ich hon geschwiege und nix net g'sogt ober funny is es doch gewest.

Uff'n anren Tog sein mir uf Moose-Jaw gefohre und die Weibsleit hen den ganzen Tog geshopped und sie hon net mehr gekauft wie eine Handfull von nixnötiges Zeig und sie hon g'sogt daß die Moose-Jaw stores auch nix gudes net hen ober in die kuntry stores kann der Mensch cheaper kaufe wie in die cities und der Eatons und Simpsons Catalog is auch besser mit die prices wie die stores von Regina und Moose-Jaw ober meine Schwiegertechter hon sich ein neien Rock gekauft was wellen Rock sie gornet geglieche hen und ich hon g'sogt: Aus was weller Ursach tut's ihr denn dieRöck kaufe wenn's ihr sie net gleiche tut?

Wie ich selle sg'sogt hon da hot der Zickler Matt die Luschtigkeit bekumme indem daß mir auch in Moose-Jaw beer getrunke hon und er hot uf einmol laut in der car g'sunge: Weibersterben bringt dem Manne kein Verderben, Pferdverrecken bringt dem Manne arg viel Schrecken, und ich und mein Ällschter wo auch gut gefiehlt hon mir hon mitg'sunge ober die Pauline hot sellen song net geglieche und sie hot uns arg verschiempft und hot g'sogt wie daß ein gudes Weib viel mehr wert is als zehn Rösser ober mir Mannsleit tun die Weiber net appreciaten und mir solln stillschweige und Rosenkranz beten und die Zeit wo mir in dem beerparlor verbrocht hon is net gut indem daß mir in die Kerch hätten gehn solln wo christlicher is als die beerparlors. Die Pauline is noch arg von meine Schwiegertechter unnerstietzt worde und mir Mannsleit hen schweige gemießt ober selles Schweige hot net arg genietzt indem daß die Weiber den ganzen Weg geschiempft hen ich weiß ober daß seller bad humor nur kumme war vonwege die Röck wo sie gekauft hon und tired sein sie von sellen trip auch gewest aus was weller Ursach ich nix net g'sogt hon.

Liebe Leit, wenn's ihr uf die trips in die city geht tut's gut die speed limit wotsche und auch die stop signs und tut's eich net mit die Weibsleit ihr business net mixe indem daß solles Unfriede bringt wo doch die Weibsleit allegebot unzufrieden sein wenn sie in der city shoppe. Nix net is gut was sie gekauft hon kein Rock net kein Schuh net und kein

Zum Missionssonntag im Oktober



P. Jos. Schneider, O.M.J.

Massenbekehrungen sind selten in den Heidenmissionen. Dennoch kommen sie bisweilen vor. Wir alle wissen vom Siegeszug des hl. Franz Xaver (†1552) durch den fernen Osten. Außerordentliche Himmelsgaben begleiteten sein Werk. Wunderbare Heilungen ohne Zahl, Totenerweckungen und dazu die gottverliehene Handhabung fremder Sprachen ließen den Zulauf zur Kirche zum mächtigen Strom anschwellen.

In unsren Tagen sind die Weißen-Väter-Missionen im Ostafrikanischen Seengebiet der Schauplatz einer Massenbewegung zum Christentume hin. Es ist das Land der großen Tiere, wie der Flußpferde und Krokodile. Das Land der Schlangen, von denen man bei Abbruch alter Gebäude Dutzende in den Strohdächern findet. Große und kleine Affen sind an der Tagesordnung; die großen (Orang Utang) halten sich im undurchdringlichen Urwald von jeder menschlichen Behausung fern; die kleinen betätigen sich als wahre Plagegeister. Stehlen die besten Ge- Gemüse und Früchte aus den Gärten. Sie laufen vor einem einzelnen Mann, denn der könnte eine Schrotflinte bei sich haben. Für die Schimpfworte und Steinwürfe der Frauen hingegen haben sie nur Verachtung. Die größte Furcht haben sie vor den

---

Unnerrock net ober selles derfen nur die Weibsleit soge indem daß der christliche Hausvoter unnerschiedliches erdulde und ertroge muß wenn er die kurls und die Röck und die Schuh und Hut kritizisen tut wo die Weibsleit in der city kauft hon wo ein Zeichen is wie daß kein Mann sich net uf die Weiber auskennt ober er muß mit Getult und mit christliche Gietigkeit die Weibsleit treate indem daß er sich auch einen treat im beerparlor nimmt was ober net iemmer gut is vonwege die große Gefohr vom Besaufe was unchristlich is und die Weibsleit wild mocht und selles muß man avoiden.

Jetzen sein mir wieder gut daham und führ'n ein gudes christliches Leben ober exiting is so ein trip doch indem daß der Mensch sich in der Welt umschaue muß und die news von die anre districts sein auch eine große Lehr. Liebe Leit, heit hon mir fast den Winter vor unsre Tier wo der Mensch sich fier uf die Christmas preparen muß indem daß man so viel presents anschoffe muß ober ich sog allemol ieber die Pauline, wozu so viel presents, sog ich, ober die Pauline gibt gleich zurieck wie daß selles net mein business is indem daß nur eimol Christmas is ober ich hon schon ieber siebzig Christmas g'hat wo allemol eine große Freid is denn die Weibsleit hon doch recht: Uf ein Christmas g'hert ein present mit was welle Wort ich diesen Beriecht schließe tu von eirem getreien

Schusterseppel
kadolischer Schriftsteller deitscher Sproch
vom Mariabot.

Schlangen, mit denen sie oft um ihr Leben kämpfen müssen.

Es wimmelt von Fledermäusen und Moskitoschwärmen, gegen die man sich bei Nacht mit dichtmaschigen Netzen schützen muß. Denn sie verbreiten die Malaria und das Schwarzwasserfieber.

Fliegen hüllen die Dörfer oft wie in einem Sandsturm ein. Sie lassen sich auf den Menschen nieder, setzen sich ihnen auf Mund und Nase, als gälte es sie zu ersticken. Doch die Neger wehren sich nicht einmal gegen sie; sie benutzen sie nur als willkommene Ergänzung ihrer armen Kost.

Dasselbe gilt von den Ameisen, von denen einige Sorten sich Wohnungen bauen rund und hoch wie Zugtunelle in den Bergen. Man lockt sie am Abend mit einem Licht aus ihrem Bau heraus und verspeist sie an Ort und Stelle roh, oder daheim in Butter gebraten.

Dieses heiße und schöne Land ist seit Jahren der Platz gewaltigen Gnadenswirkens. Urundi (der südlichste Teil), so groß wie Holland und mit 2 Millionen Bevölkerung, hatte 1922 14,000 Christen. Zehn Jahre später waren es schon 80,000 und 1939 325,000. Im gleichen Stil und Tempo geht es in Ruanda (in der Mitte) und in Uganda (im Norden).

Es gibt da Dörfer von 5—10,000 Christen ohne Priester. In herzzerreißenden Briefen betteln sie um Seelsorger, aber woher soll man sie nehmen? Es sind einfach keine da. Einmal wurden 8 neue Missionare von Europa angemeldet. Es entlockte dem Apostolischen Vikar einen schweren Seufzer: „Acht neue schickt man mir und ich brauchte 80!"

Um die Bewegung zu verlangsamen, hat man die Vorbereitung zur Taufe von 2 Jahren auf 4½ Jahre ausgedehnt, mit 3—4 Stunden Unterricht in jeder Woche und mit strengsten Anforderungen im Examen. Dennoch geht der Zustrom ununterbrochen weiter; denn jeder Neubekehrte bringt eine Anzahl neuer Taufbewerber mit. Neue Eroberungen für Christus ist Ehrensache.

Und gut sind diese neuen Christen!

Die Kinder füllen die Schulen und Kindergärten. Fröhlich und opferfreudig widmen sie sich der Lernarbeit. Besonders auch die Mädchen bemühen sich eifrigst um Schritthaltung in der Bildung mit dem männlichen Geschlecht. Eine wahre Lust ist es, die heranwachsende Jugend bei Spiel und Sport, beim Singen und Musizieren zu beobachten. Wie rührig sind die Freiwilligen bei Errichtung der Kirchen,



Christus Koenig!

Herrlicher du!
In dem Gebiete der strahlenden Sterne
Sitzest du prächtig auf ewigem Thron,
Hälst die Herrschaft in deinen Händen
Und füllest das Weltall mit deinem Segen.

Lenke du, leite du, führe.
Es kreisen die Sterne im Raum deines Geistes,
Der alle Gefilde des Lebens umspannt,
Es blicket die Schöpfung in tiefstem Vertrauen
Zu deiner Allmächtigkeit immerzu auf.

Wir sind ja alle in dir geborgen.
Wir leben in dir und deinem Sein,
Das über die Endlichkeit unseres Wesens
Ewige Bogen der Göttlichkeit wölbt.

Führe dein Volk, o strahlender König,
Aus Tiefen der Nacht hinauf in das Licht,
Leite die Welt,
Die dir vertraut, in deiner Liebe
Zum ewigen Ursprung, zum Vater.

Herbert Budek.

Schwesternhäuser und Lehrerseminare! Eigenhändig formen und brennen sie die Backsteine und tragen sie auf ihren Köpfen zur Baustelle. Welcher Eifer in den Werkstätten und auf den Farmen! Teppiche und Strohmatten werden aus Bananafiber bereitet, Kleider hergestellt für das Missionspersonal und Kerzen und Weihrauch für den Dienst des Altares. In den Ställen werden Kühe, Schweine und Ziegen gezüchtet für den Unterhalt der Mission und die Felder sorgen für gute Ernten in Mais, Kaffee, Kartoffeln, Pineapples, Bananen und Apfelsinen. Samariterdienste werden erwiesen in den Hospitälern, nicht nur den bettlägerigen Kranken, sondern auch in unbeschränktem Maß den Gelegenheitspatienten.

Genau so gut und gewissenhaft ist die Abeit auf religiösem Gebiet.

Morgen- und Abendgebete werden in allen Dorfkirchen gemeinsam verrichtet. Weil an vielen Plätzen die Glocken noch fehlen, rufen allenthalben Trommelwirbel zum Engel des Herrn. Wo immer sie vernommen werden, fällt man auf die Knie und feiert das Geheimnis der Menschwerdung. Den Rosenkranz hört man, wo man geht und steht. Hausmütter beten ihn bei Reinigung der Wäsche am Flußufer wie auf dem Weg zum Brunnen, wo sie das Wasser holen. Der Segen des Priesters wird von allen hochgeschätzt; nicht selten wird er von Verkehrspolizisten erbeten, selbst auf die Gefahr hin, daß das wogende Leben an den Straßenkreuzungen eine Minute lang stille steht.

Meilen und Meilen wandert man zur Sonntagsmesse. Bei der Ankunft ist die Kirche vielfach schon überfüllt und der Beichtstuhl von Tausenden umlagert. Alles singt in lebendiger Teilnahme beim Hochamt, die Männer und die Frauen. Die Kinder reißen in stürmischer Begeisterung alles mit sich fort. Bei ihnen geht es mit voller Stimmgewalt und um die Wette, so daß die Wände wackeln.

Und wie diese Menschen an die Kommunionbank eilen! An Sonn- und Festtagen werden in einer Kirche bis zu 20,000 Kommunionen ausgeteilt. Vier Komunionbänke hat man dafür hergerichtet: eine vorne am Altar, eine zweite in der Mitte, eine dritte weiter hinten beim Eingang und die letzte draußen im Freien für die Tausende, denen der Eintritt in das vollgepackte Gotteshaus verwehrt ist. Stellenweise beläuft sich die Zahl der ausgeteilten Kommunionen im Jahr auf 5 Millionen, d.h. 19 im Durchschnitt für jedes Gemeindemitglied. Hunderte von Pfarrangehörigen gehen an Werktagen zum Tische des Herrn.

Bei Pilgerfahrten tut sich dieser erhabene Glaubensgeist in Massenkundgebungen kund. In Urundi ist der 15. August ein solcher Feiertag. Bei der Gelegenheit winden sich alljährlich 60,000 schwarze Gläubige in Prozession durch die mit Fahnen und Blumen geschmückten Hügel.

Selbstverständlich, daß solche Katholiken bereits Sammlungen halten für die Weltmission und in ihrer Armut sich manches am Mund absparen, um

Besinnung

Mensch! wie lange willst du noch leben?
Wie lange willst du noch lustig sein?
Denkst du nicht auch an ein anderes Leben,
An ein anderes ohne Schmach und Pein?

Denkst du nicht manchmal daran,
Was immer du hast getan?
Hast du schon jemals bedacht, was es heißt,
Wenn man dich nun aus der Welt verweist?

Wo gehst du hin, wenn der Tod dich ruft,
Nicht in des Grabes finstere Gruft;
Nicht in ein lustiges anderes Leben,
Du gehst zu Gott, um dein Zeugnis zu geben!

Wird es dir manchmal da nicht bang,
Wenn du dir sagst: „Ich leb nicht mehr lang!"
Wird es dir manchmal da nicht angst,
Wenn der kalte, eisige Tod dich verlangt?

Mensch, geh einen reinen Lebenspfad!
Wandle die Straße, die Gott dir gab!
Siehe nicht drüber hinweg und denke:
„Ich geh zur Seite, eh ich vorwärts lenke!"

Einmal wirst du es bitter bereuen
Und mit Tränen deinen Weg bestreuen.
Aber dann hast du nicht mehr viel Zeit,
Der Schöpfer ruft dich zur Ewigkeit!

Drum geh einen reinen Lebenspfad
und wandle die Straße, die Gott dir gab!

ihr Scherflein zu geben für die Verbreitung des Evangeliums. Doch das liebliche Bild ist bei weitem nicht fertig. Die jungen Gemeinden liefern sich selber immer mehr die führenden und helfenden Kräfte zur Erhaltung, Ausweitung und Festigung der Religion in ihren Stammgebieten.

Ein ganzes Heer von Kathechisten steht den Missionaren zur Seite. Sie unterrichten nicht nur das ganze Jahr hindurch in ihren Bezirken. Sie sorgen für Verrichtung der öffentlichen Gebete. Als eine Art Sittlichkeitspolizei wachen sie gegen die Einführung von Mißbräuchen. Als Kirchenväter bereiten sie den Besuch der Priester vor und machen alles fertig für den Gottesdienst. Durch ihre treue Arbeit ersetzen sie hunderte von Seelenhirten.

Seit 20 Jahren gibt es Eingeborenen-Brüder. Sie werden nach langjähriger Prüfung und Durchbildung zum Ordensstand zugelassen. Ein Zweig davon wird in den Schulen als Lehrer verwendet.

Das Frauentum in Africa war vom Heidentum furchtbar erniedrigt. Frauen waren willenlose Spielzeuge und Lasttiere des Mannes, der ihnen nicht einmal eine Seele zuerkennen wollte. Würde man sie je zur Höhe führen und als Schwestern im Missionsbetrieb einsetzen können? Man rechnete, daß 100 Jahre dafür notwendig sein würden. Doch gegenteilige Lösung kam überraschend schnell. Als einmal schwarze Brüder auf der Bühne erschienen, kamen alsbald edle Mädchen mit der Frage: Können sich nur Buben dem lieben Herrgott weihen? Was kann die weibliche Jugend für Ihn tun? Es brachte den Stein ins Rollen. Heute kann man hunderte von gottgeweihten Negerinnen beobachten in Pensionaten, beim Gartenbau, in der Kinderpflege, beim Unterricht, bei der Betreuung der Kranken und Waisen. Es ist ein erhebender Anblick, sie in gräulich-blauem Gewand von Arbeit zu Arbeit schreiten zu sehen. Sie haben das ostafrikanische Frauentum zur höchsten Ehrenstellung in der Gesellschaft emporgehoben.

Wie aber steht es mit der Heranbildung eines einheimischen Priesterstandes? Auch dafür ist bestens gesorgt. Schon im Jahre 1893, 15 Jahre nach Ankunft der Weißen Väter, hat man die ersten Schritte dazu getan. Hilfsmittel zum Lernen gab es natürlich anfangs nicht im Kleinen und Großen Seminar. Man half sich so gut man konnte. 1913 wurden die ersten Negerpriester geweiht und seitdem hat sich ihre Zahl so vermehrt, daß sie ganze Distrikte übernehmen konnten. Im Oktober 1939 hat der Papst sogar einen von ihnen zum Bischof erhoben. Sie beweisen eine erstaunliche Flüssigkeit in Handhabung der Lateinischen Sprache. Ihre Reinlichkeit und Pünktlichkeit, ihre Würde und Feierlichkeit bei Ausführung der Zeremonien und

---

Zum Erntedanktag

Nun danket Gott! Der Bäume süße Frucht,
der Gärten Früchte sind hereingebracht,
des Feldersegens golden-schwere Garben.
Es herbstet mählich schon in der Natur,
doch heut' verschönt ein eig'ner Glanz die Flur,
die Wälder prangen festlich, wunderfarben.

Zum Fest der Ernte. Bunt im Sonnenglanz
geziert mit Bändern hängt der Erntekranz,
der Stolz der Mägde, in bekränzter Halle.
Nach langen Wochen voller Müh' und Plag'
belohnt ein Freudenfest, ein Ehrentag,
den Bauern und die treuen Helfer alle.

Und diese Freude teilt das ganze Land.
Schafft für uns alle nicht des Bauern Hand?
Für alle reift die Frucht im Ackergrunde.
Und ist die reiche Ernte nun herein,
wer wollt' nicht auch dem Bauern dankbar sein,
ihm Ehre geben in der Festesstunde.

Vor allem aber gilt es Dank zu zollen,
dem Herrn der Ernten und der Ackerschollen;
er neigt sich immer gnädig uns'rer Not.
Er, dessen Huld und Güte ohne Ende,
gab auch der neuen Ernte reiche Spende,
ließ herrlich reifen uns das neue Brot.

Zu Gott, der liebend uns so reich gegeben,
laßt dankbar heut' uns Herz und Hand erheben,
zum Herrn der Ernten aller, aller Zeit.
Die Scholle brachen wir und streuten Samen,
er aber sprach im Fruchtland groß sein: Amen!
Sein Name sei gelobt in Ewigkeit.

Friedr. C. Meyer.

des Gregorianischen Chorals sind geradezu bewunderungswert.

Welch ein Wunder der Umwandlung in wenigen Jahrzehnten! Man bedenke: es handelt sich um Negerstämme, die seit Menschengedenken der Sauferei, Stehlerei und Menschenfresserei ergeben waren. Die vor Gewalt und Mord nicht zurückschreckten, wo es sich drum handelte, dem Nächsten eine Hacke oder ein armseliges Armband zu entwenden. Ihre Häuptlinge übten eine wahre Tyrannenherrschaft aus und ihre Zauberer ließen in den sogenannten Ritualmorden immer wieder Menschen verschwinden, um mit ihrem Blut und ihren zerstampften Eingeweiden ihre Medizin zugkräftiger zu machen. All diesem Heidentum wurde in 50 Jahren der Todesstoß gegeben. Millionen von ihnen sind bereits im Schoß der Hl. Kirche und andere sind auf dem Weg dazu. Es ist neben der Gnade Gottes das Werk der Weißen Väter.

Die ersten Söhne Lavigerie's landeten in Uganda im Jahre 1878. Die Stelle ihrer Ankunft in Entebbe, am Nordende des Victoriasees, ist mit einem Denkmal geschmückt worden. Hier ist es, wo sie auf die Knie sanken und über sich und ihr neues Arbeitsfeld das hl. Kreuzzeichen machten. Die Nacht verbrachten sie unter einem Baum. Am folgenden Tag besuchten sie den Häuptling und wurden einigermaßen freundlich aufgenommen. Die Wilden aber flohen vor ihnen in den Busch oder beobachteten sie und ihr Tun aus der Ferne. Woher ihr schneller und staunenswerter Erfolg?

Man weist auf die natürliche Empfänglichkeit jener Stämme für das Christentum hin. Sie glaubten an ein höchstes Wesen, das war und lebte, ehe alles andere ins Dasein trat. Sie glaubten an Lohn und Strafe nach dem Tod. Die feuerspeienden Berge ihrer Heimat waren für sie die Orte der Bestrafung für die Bösen. Sie waren arm und gesund und die Einehe war bei ihnen die Regel. Das besagt aber keineswegs, daß sie die Boten Christi mit offenen Armen empfingen. Besonders die Häuptlinge setzten diesen zeitweise erbitterten Widerstand entgegen. Sie fürchteten ihre unumschränkte Gewalt und die großen Gewinne, die sie aus dem Sklavenhandel zogen. Kein Wunder, daß es zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung kam. Im Jahre 1881 erlagen 3 Missionare den Giftpfeilen der Barundineger am Tanganyika See. Unter dem Häuptling Mwanga kam es 1884 in Uganda zur blutigen Verfolgung. Mit eifersüchtigem Zorn sah er sich die unbegrenzte Gewalt über sein Volk aus den Händen gleiten. Er holte zum Gegenstoße aus. Einige Dutzend Neugetaufter überantwortete er dem Feuertod. Aber wie immer, wurde das Blut der Martyrer der Same neuer Christen. Die Aufteilung des Landes durch Europäische Mächte machte der Schreckenherrschaft vollends ein Ende.

Großes Verdienst in der endgültigen Bekehrung des Landes haben sich einflußreiche Laienführer erworben. Zwei Gestalten unter ihnen ragen über alle andern empor. Der eine ist Stanislaus Mugwanya, von königlichem Blut. Furchtlos in der Verfolgung und allen Befehlen des Häuptlings zum Trotz fuhr er fort zu beten. Man ist nie mit Gewalt gegen ihn eingeschritten. 40 Jahre lang gab er seinen Landsleuten das Beispiel eines wahrhaft christlichen Lebens. Der andere ist Dyonis Kannyouba, der nur um Haaresbreite der Hinrichtung entging. Im Schatten der Verfolgung empfing er die hl. Taufe und seine erste hl. Kommunion als Wegzehrung. Man wickelte ihn in Grasbündel ein, um ihn mit 22 anderen im Feuer zu verbrennen. Doch im letzten Augenblick wurde er zu seinem eigenen Bedauern wieder freigelassen. Man versteht, daß er 1921 der Seligsprechung seiner Kameraden in Rom mit trauerschwerem Herzen beiwohnte.

Dem Einfluß solcher Männer, dem Blut der Martyrer und dem Schweiß der Priester und Schwestern verdankt die Kirche die Eroberung dieses schönen Gebietes, das die Päpste wiederholt die Perle und den Edelstein der Kath. Heidenmission genannt haben. Festgeschlossen stehen die jungen Gemeinden da, in stetigem Wachstum begriffen, lebendig und begeistert im ersten Glauben und in der ersten Liebe. Sie sind ein neuer, herrlicher Zweig am Baum der Kirche, die mit ihren Ästen den Erdkreis überschattet.

Hört man nicht gern von solchen Entwicklungen in der Heidenwelt? Sie zeigen in überzeugender Weise, daß unsere Anstrengungen nicht umsonst gemacht werden. Welche Ermutigung zum Gebet und edelmütigen Geldopfer am alljährlich wiederkehrenden Missionssonntag!

TROST.

Gottes Auge sieht noch einen Ausweg, wo das Menschenauge keinen mehr sieht.

Wenn dir Gott eine schwere Bürde auflegt, so legt er seine Hand darunter, damit die Bürde nicht zu schwer drückt.

Johann Michael Sailer.

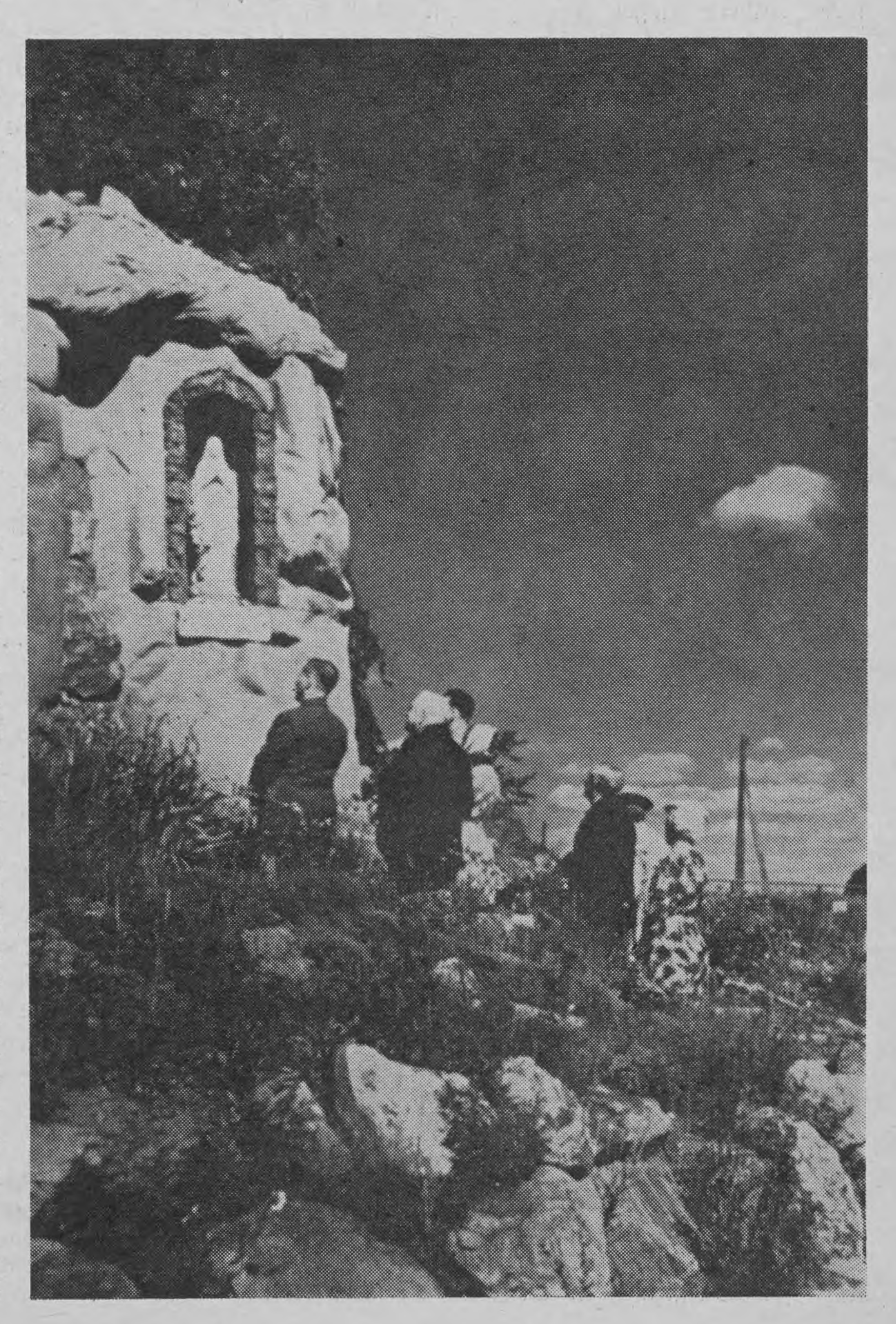
Das Beinhaus

Von L. Peißenberger.

Jost und Jettchen Hilgersen, jung vermählt, brachten ihre Urlaubstage in den Bergen zu, wobei sie weniger darauf Wert legten, möglichst viele Gipfel zu ersteigen, sondern es war ihnen vielmehr darum zu tun, Land und Leute des deutschen Südens näher kennenzulernen, Sitten und Gebräuche, Charakter und Kultur. Zu diesem Zweck suchten sie in den Orten, die sie durchwanderten, vor allem die Kirche auf, als den Mittelpunkt des kulturellen Lebens, wo zu allererst Denkmäler der Vergangenheit und des Volkstums zu finden sind, Steinplatten, Inschriften, Gemälde und Figuren, und sonst noch oft mancherlei Gedenkgegenstände.

Nun waren die beiden den Steinhügel von Sankt Andrä heraufgestiegen, standen auf dem kleinen Bergfriedhof und bewunderten mit leisen Ausrufen des Entzückens bald die handwerksedlen schmiedeeisernen Grabkreuze in der Nähe, bald die blauverwobene Fernsicht in die Felsberge. Als sie sich hier außen genugsam umgesehen und sattgeschaut hatten, wandten sie sich dem alteichenen Portal des Kirchlein zu, um ins Innere zu treten. Aber schon beim ersten Schritt ins schattenkühle Vorhaus schreckte die junge Frau mit einem mühsam gedämpften Schrei des Entsetzens zurück, faßte unwillkürlich nach dem Arm ihres Mannes und blickte ihn ängstlich verstört an. „Das ist ja grausig", seufzte sie auf.

Sie standen vor dem Beinhaus. In einer Nische der Wand, hinter bekreuzten Gitterstäben, langen bekreuzten Gitterstäben, lagen auf Gestellbettern in mehreren Reihen ein Totenschädel neben dem andern. „Es ist hierzuland so der Bräuch", erklärte Jost, nachdem



er seine junge Frau einigermaßen beschwichtigt hatte, „wenn der Totengräber beim Ausheben des Grabes auf die Reste eines vor Jahr und Tag Begrabenen stößt, so wird der Schädel hierhergebracht, und der Name dessen, dem er einst gehörte, auf den Stirnknochen geschrieben.“ Auch die Buchstaben RIP unter jedem Namen wußte er zu deuten.

„Es muß ein derbes Volk sein“, fiel es Jettchen bei, „das davor nicht schaudert; sie müssen doch jedesmal hier vorbei, wenn sie zum Gottesdienst gehen, so nahe an dieser grauenerregenden Schädelstätte!“

Im Anblick und in der Erörterung des Seltsamen befangen, wurden die beiden zunächst nicht gewahr, daß sich vom Innern der Kirche her ein Mann näherte. Während er langsam und umständlich seine Finger ins Weihwasserbecken tunkte, sich besprengte und das Kreuzzeichen machte, konnte er hören, was draußen im Vorhaus weiter gesprochen wurde. Zuerst achtete der alte Haslböck nicht darauf, aber dann wurde er doch aufmerksam, als er die Stimme eines Mannes so vernahm:

„Mit diesen Totenschädeln hier hat es im Grunde wahrscheinlich dieselbe Bewandtnis wie mit denen, die wir neulich im Afrikamuseum gesehen haben. Es steckt vermutlich ein Ahnenkult dahinter ...“

Der alte Haslböck ist kein Dummer und trotz seiner siebzig Jahre sehr lebendig; wo ihm etwas zu Ohren kommt, da muß er eingreifen. Während er sich nun vollends dem Kirchenausgang näherte, mußte er noch weiterhin die Fortsetzung dessen mitanhören, was der fremde Herr da vor dem Beinhaus sagte:

„Die Schädel sollen wahrscheinlich durch irgendwelchen abergläubischen Zauber ein Fortleben nach dem Tod gewährleisten ...“

Da stieß der alte Haslböck seinen Krückstock auf das Steinpflaster, und nachdem er sich solcherweise bemerkbar gemacht hatte, wandte er sich den beiden Fremden zu und redete sie freundlich, aber doch ein wenig zurechtweisend an: „Da seid's schon auf dem Holzweg, meine lieben Leut'! Eine Zaubrei ist ja durchaus gar nicht mit im Spiel, und kein Aberglauben erst recht nicht. Wir sind keine Heiden, und die Totenköpf' da haben eine ganz andere Bedeutung!“

Ohne Befremden, ja mit Wohlgefallen sogar, vernahmen die beiden jungen Leute den Einspruch und schauten dem Alten in sein weißbehaartes Gesicht mit den vielen Fältchen und den lebhaften Augen. Sie wollten einer solchen Begegnung nicht ausweichen; im Gegenteil, wanderten sie doch, um das Volk kennenzulernen; und der da vor ihnen stand, war einer davon, ein waschechter sogar, in seiner graulodenen Joppe mit den Hirschhornknöpfen und der kniefreien Lederhose mit den dickmaschigen Wadenstrümpfen.

„Ihr legt Euch ja mächtig ins Zeug, Vater“, erwiderte Jost, der wohl wußte, wie man die Leute leutselig anreden müsse, um sie mitteilsam zu machen. Er hoffte von dem Alten noch allerlei Bemerkenswertes erfahren zu können.

Und der alte Haslböck hielt auch nicht hinterm Berg.

„Weißt“, sagte er, und deutete gegen das Beinhausgitter, „ich kann das auf denen da drinnen nit sitzen lassen, was du da vorhin gesagt hast. Wird ja eh nimmer lang dauern dann sind es meine Kameraden, und ich steh' neben ihnen auf dem Brettl. Viel-

In der Kirche

Das Tor ist zu, —
Fern das Gewühle. —
Nur heilige Sille,
Selige Ruh. — —
Höre um die Kirchenmauern
Kaum den Hauch des Lebens schauern.
Fern der Zeiten,
Fühl' ich schreiten
Durch den hohen Raum die Ewigkeiten. —
Von der Heil'gen ernstem Schauen
Fließt zur Seele fromm Vertrauen,
Und Marias lächelnd Bild
Gütig mein Begehren stillt.
Farbig Lichtgefunkel
Glänzt durchs Dämmerdunkel,
Strahlt Verklärung um das wunderbare,
Süß Geheimnis vorn im Hochaltare,
Und in meiner Schmerzen dunkle Sehnsucht bricht,
Voll des Himmelstrostes, Herr, dein ewig Licht!

Thekla Wickert.

leicht kommt's ihr zwei später einmal wieder in die Gegend; nachher schaut's hinein beim Gitter, und wenn einer „Kaspar Haslböck" auf dem Hirnkastl stehen hat, das bin dann ich . . . "

Versonnen nickte er vor sich hin. Dann fuhr er fort, abgewandten Gesichts, als sinniere er für sich selber: „Was steht einem nicht alles hinter dem Hirnkastl geschrieben das ganze Leben lang! Viele Dummheiten oft dabei, ohne Wert. Was spintisiert einer nicht oft alles zusammen und meint, wie gescheit er ist und wie schlau. Aber am End' steht gar nichts mehr hinter dem Hirnbein. Da ist man dann froh darum, wenn außen wenigstens der Name steht und die drei Buchstaben drunter. Ruhe in Frieden, heißen die drei Buchstaben . . . "

Er wandte sein Gesicht wieder den beiden zu, die ihm aufmerksam zugehört hatten und von Rührung bewegt. Sagt's halt dann auch die drei tröstlichen Wörter für mich, wenn ihr später einmal vielleicht wieder hier vorbei geht's, und spritz's mir ein paar Tröpfl Weihwasser hinein; es tut der Seel' gut, so ein Drandenken. . . "

Die junge Frau fühlte nun wohl, daß die Erklärung ihres Mannes von vorhin über den Brauch des Beinhuses sehr weit danebengeraten war. „Das werden wir freilich gern tun und versprechen es", sie hielt ihm die Hand hin, „aber zugleich hoffen wir und wünschen, daß es noch recht, recht lange Weile bis dahin haben mag!"

Lange hielt der alte Haslböck die Hand der jungen Frau fest. „Eine so feine Hand", sagte er dann, „eine so junge, gesunde Hand. Und doch — nichts für ungut — aber einmal kommt doch die Zeit, da rührt sich auch diese Hand nimmer. Es denkt eins nit gern dran, aber es ist doch recht gut, wenn man manchmal dran denkt. Drum liegen ja auch die da drinnen hinter dem Gitter und schauen ohne Augen zu uns heraus, zum Drandenken . . . "

Sie traten unterdessen in die Sonne hinaus. Das junge Paar gedachte, die Besichtigung der Kirche auf später zu verschieben; zunächst zogen sie vor, die Gesell-schaft des Alten noch weiterhin auszukosten. Jost schlug vor, miteinander ein Viertel zu trinken, und Kaspar Haslböck nahm die Einladung gern an. Sie saßen auf der Lindenbank beim Auerwirt.

„Jetzt muß ich euch doch auch die Schädelgeschichte erzählen", hub der alte Kaspar an, während er sein Glas nach dem ersten Schlücken wieder auf den Tisch niedersetzte.

„Also, das ist so gewesen: Es ist schon ein kleines halbes Hundert Jahr her, da hat der Egidibauer mit dem Pfreimdl eine große Feindschaft gehabt. Um was es gegangen ist, das ist man nie recht inne geworden; man hat bloß gewußt, daß sie wie Hund und Katz' aufeinander sind oder noch viel ärger. Der Pfreimdl, das ist das Höfl gleich unterhalb dem Kirchbergl; wenn man sich auf der Seiten vom Beinhaus über die Gottesackermauer beugt, sieht man ihm aufs Dach; pfeilgrad unter dem steilen Hang vom Andräbergl liegt also das Anwesen vom Pfreimdl. Er ist ein ganz gacher Mensch gewesen. Jähzornig, sagt man wahrscheinlich bei euch daheim. Wir hier sagen gach. Gach ist er gewesen, der Pfreimdl, mein Gott, so viel schon! Jetzt aber ist er's auch lang schon nimmer; jetz liegt sein Kopf auch schon hinterm Gitter, hat seinen Namen außen drauf, und innen nichts mehr. Ich hoff's, daß seine Seele in der Seligkeit ist; aber damals ist es genau gestanden, daß er beinah' seine Seligkeit verspielt hätt' durch eine schwere Todsünd'. Aber davon ist er gerade noch im letzten Augenblick abgehalten worden. Ganz sonderbarerweis' das!

Der Egidibauer, sein Todfeind, ist eines Tages ins Pfreimdlhaus gekommen, und es hat eine ganz schwere Streiterei gegeben. Geschrien haben sie alle zwei wie der brüllende Löwe. Der Egidi muß ihm allerhand hingerieben haben und ihn alles mögliche geheißen, nur nichts Gutes, so daß den Pfreimdl die blinde Wut angepackt hat, und er ist mit dem Messer auf ihn los. Hin mußt sein,

---

Da darf es kein Pardon geben!

Der mutige St. Galler Bischof Dr. Alois Scheiwiler schrieb an einer Rerum Novarum-Feier mit festem Griff allen Kompromißlern ins Stammbuch:

„Im Meinungsstreit um die entsittlichte Mode und das Badeunwesen darf es für uns Katholiken kein Pardon geben. Nacktkultur und Gemeinschaftsbad, diese sittenverderbenden Giftblüten, sind die größten Feinde wahrer Volkskultur. Da müssen wir Katholiken es ernst nehmen mit unsern Pflichten und den modernen Ungeist bekämpfen und als mutige Laienapostel, als Streiter Christi uns bewähren."

hat er geschrien, ganz außer Rand und Band, und so furchtbar schon, daß es bis von der Wankwand herüber den Widerhall geworfen hat, und ist ihm mit dem Messer nach. Der Egidi ist käsweiß geworden und davongerennt; aber in seiner Todesangst hat er nicht so schnell laufen können. Der tollwütige Pfreimdl ist ihm schon ganz nahe und zieht schon aus mit dem Messer und will zustechen. Auf einmal aber kugelt ihm etwas zwischen die Haxen, er stolpert und fallt gestreckter Längs hin, das Messer bohrt sich in den Graswasen, und der Egidi, heilfroh, hat davonrennen können. Schimpft und flucht der Pfreimdl wie ein swerer Reiter, der Zorngickel! Aber wie er aufsteht und schaut, über was er gestolpert ist, da wird er auf einmal ganz mäuserlstaad und fahrt sich mit der Hand durch die Haar', weil er spürt, wie sie ihm auf die Höh' stehen vor lauter Schrecken. Was ist ihm zwischen die Haxen gekommen? Über was ist er gestolpert? Über einen Totenkopf! So eine Warnung! Er kann es sich gar nicht erklären. Aber er schaut ihn in der Nähe an, — und da muß er ein zweitens Mal baff werden, und fahrt sich wieder mit der Hand durch die Haare, weil sie ihm schon wieder aufstehen. Es ist nämlich der Kopf von seinem Großvater ... „Isidor Pfreimdl", steht auf dem Hirn, „requiescat in pace". Der Großvater ruht ja in Frieden, seine Seel', wollen wir es hoffen; aber der Kopf hat noch keinen Feierabend gehabt, hat noch seinem Nachkommen zwischen die Haxen kugeln müssen und ihn von einer schrecklichen Mordtat zurückhalten ... Das hellichte Wasser ist dem Pfreimdl da aus den Augen geronnen; denn so gach er auch hat sein können, so ist er doch auch oft wieder recht weich gewesen. Es kommt ihm in den Sinn, wie ihn der Großvater als kleinen Buben auf den Knie hat reiten lassen, und weiters denkt er daran, wie er ihm auch beim Katechismuslernen geholfen hat. Die zehn Gebote. Du sollst nicht töten, ist auch dabei gewesen ...

Daran hat er denken müssen, der Pfreimdl, und die Wasserburger kommen ihm noch ärger, und er heult wie ein Schloßhund, indem er den Kopf von seinem Großvater aufhebt, und er streichelt ihn und sagt ihm tausendmal Vergelt's Gott, daß er ihn abgehalten hat von der Todsünd'. Erst, wie er wieder ein bißl zu sich gekommen ist aus seiner Rührung, hat er angefangen, nachzudenken, welcherweis' der Kopf von seinem Großvater selig denn auf einmal so mir nichts daherkugeln hat können auf dem Anger hinter dem Pfreimdlhaus. Er hat es sich nicht erklären können und für ein Wunder gehalten. Aber es ist kein Wunder gewesen, wenigstens kein solches, wo die Natur dabei aus dem Spiel ist. Es hat sich dann aufgewiesen, als er den Schädel andächtig hinaufgetragen hat, daß er ihn wieder im Beinhaus beigesetzt, wo er von Rechts wegen hingehört. Er kommt also hinauf, und da sieht er im Gottesacker, vor der Kirchentür, ein Mörtelschaffl stehen und den Maurer dabei. Der muß das Beinhaus ausbessern. Zu diesem Zweck hat er die Schädel alle herausgenommen gehabt und auf der Gottesackermauer aufgeschichtet, bis er mit seiner Arbeit fertig ist. Die oberen Platten von der Gottesackermauer sind ein bißl schräg, und durch den Wind oder von selber ist der Pfreimdlgroßvater ins Kugeln gekommen, über die Mauer gefallen, außerhalbwärts, den steilen Hang vom Andräkirchbergl hinuntergepurzelt und gerade im rechten Augenblick dem sündhaften Enkelkind unter die Füße, daß er keinen Mörderschritt mehr hat machen können, zu seinem ewigen Heil und Segen. Daß sie sich dann bald darauf ausgesöhnt haben, der Egidibauer und der Pfreimdl, das versteht sich von selber ..."

Die junge Frau atmete auf. Die Spanung, mit der sie der Erzählung gefolgt war, lockerte sich in einem lächelnden Dank für den Erzähler, jedoch ohne den nachhaltigen Eindruck zu verwischen, den die Geschichte, auf ihrem Gesicht sichtbar, in ihre empfängliche Seele gegraben hatte. Jost aber, als sie dann einiges später wieder vor dem Beinhaus standen, hatte eine stille Abbitte im Herzen und war um eine Weisheit reicher geworden.

Nacht

Stumm ist die Nacht; doch ist sie tatenschwer,
Und Gotteswunder wird in ihr geboren:
Sie sendet uns im Tau die Ernte her,
Sie ist das Füllhorn, das sich Gott erkoren.
Indes der Mensch dem Leibe zahlt die Schuld
Und nicht vermag an seinen Gott zu denken,
Will ihm der Herr, o übergroße Huld,
Mit milder Hand ein neues Leben schenken.

A. v. Droste-Hülshoff.

„Hi! Ha! Ho! Hue!"

Mein erster Lichtbildervortrag.

Von P. Paul Humpert, O.M.J.

„Lichtbilder. — Was ist denn das?"

Zwei Dutzend Augenpaare funkelten mir diese Frage entgegen.

In einem Gebirgsdorfe war es. Meilenweit lag es ab von der großen Heerstraße des Lebens, und nur selten verirrte sich eine Kunde vom lauten Getriebe der Welt in dieses stille, einsame Tal. Das einzige Stück des kleinen Provinzblättchens, das ins Dorf kam, trug der Lese-Pitt allabendlich von Spinnstube zu Spinnstube und las daraus vor. Viel Großes und Neues stand nicht darin und von Lichtbildern schon gar nichts.

Nun aber, als ich des Sonntags nach dem Hochamt mit den guten Bauersleuten unter der Dorflinde vor dem Wirtshaus stand und die Rede vom Hölzchen aufs Klötzchen sprang und endlich auch auf die Missionen und Lichtbilder kam, war das neue Wort in die Gedankenstille der Leute geworfen wie ein Stein in den einsamen Waldweiher und wellte von Mund zu Mund. Nicht lange dauerte es, da kam die Frage an mich: „Können wir das nicht auch mal haben?"

„Ei gewiß. Nächsten Samstag — der Pfarrer im Ort war gestorben, und ich hatte für einige Sonntage die Aushilfe dort — also nächsten Samstag bringe ich den ‚Apparat' mit und zeige Euch das Leben und Wirken der Missionare in großen, schönen Lichtbildern."

Den Jubel hättet ihr sehen sollen! Wie eine geheimnisvolle Erwartung lag es in allen Gedanken, durchklang es alle Gespräche: „Lichtbilder! Lichtbilder!"

Der Samstag kam. Das halbe Dorf stand in ungeduldiger Neugierde unter der großen Linde, als mein treuer Wagenlenker, diesmal mit besonders lautem Peitschenknall, ins Dorf einfuhr.

„Da sind sie! Da in der großen Kiste!"

Und aller Augen waren auf die große Kiste gerichtet, die hinten auf dem Kälberwagen stand, mit dem ich das nicht gerade beneidenswerte Glück gehabt hatte, über die holperigen Feldwege zu schweben.

Ich sprang ab.

„O meine Gebeine!" Aber schon war der Herr Lehrer und die anderen führenden Leute bei der Hand, sich meiner Person und meiner Wunderkiste anzunehmen.

„Und der Saal für den Vortrag?"

„Alles geregelt!"

Es gab überhaupt nur einen Saal im Dorfe, nämlich das Schulzimmer.

Sonntagnachmittag. Schon um 3 Uhr flutete es — was so im Dörfchen fluten kann — im Schulhause ein und aus, und der Vortrag sollte doch erst um 6 Uhr beginnen.

Mit Mühe gelang es, den tückischen Kasten — es war einer, der mit Azetylen gespeist wurde, und ich war vor ihm gewarnt worden — aufzustellen, ohne einen der kleinen Dorfknirpse totzutreten, die von dem Wunderding nicht wegzuschlagen waren.

Endlich 6 Uhr! Der Vortrag sollte beginnen. Das Sälchen war picke, packe voll. Vor mir und um mich herum Klein, Kleiner, am Kleinsten in jeder Dreikäsegröße. In der Mitte des Saales dicht hinter mir Urahne, Großmutter, Mutter und Kind. An der Rückwand waren die Schulbänke aufeinander getürmt, und oben drauf — wer anders? — die jungen Schnurrbärte in jeder Preislage. Unten davor — natürlich! — die jungen Mägdelein.

Der Vortrag konnte also beginnen. Ich schellte. Das Summen und Surren brach ab. Jetzt sollte also das Wunder sich vor ihren Augen auftun. Vorerst aber wollte ich einige einführende Bemerkungen machen, um den Gang der Bilder nicht allzusehr unterbrechen zu müssen. Ich begann also:

„Meine lieben, guten Leute! So oft im Leben haben wir das Lied gesungen:

‚Heut sehn wir uns zum allerletzten Mal,
Es geht nach Afrika.'

Nun werden wir uns wohl noch öfters im Leben sehen, aber trotzdem: Es geht nach Afrika." Und nun erzählte ich von Land und Leuten in Südwestafrika, vom Wirken der Missionare usw.

Aber die Guten haben nur einen Gedanken: „Die Lichtbilder!" Nun also gut, die Lichtbilder.

„Auf nach Afrika! Schnellzug nach Hamburg! Bitte einsteigen! Hamburg Hauptbahnhof! Alles aussteigen, bitte! Erstes Bild: der Hamburger Hafen. Dieses Bild —"

Weiter kam ich nicht. Was jetzt geschah, verwirrte mich. Von allen Ecken und Enden brach es los: „Hi! Ha! Ho! Hü!" In allen Höhen der Tonleiter. Auf und nieder. Laut und leiser und immer wieder von neuem beginnend! „Hi! Ha! Ho! Hü!"

„Dieses Bild —" Ich versuchte mit aller Lungenkraft durchzudringen, um eine Erklärung zu dem Bilde zu geben. Vergebens. Gegen dieses „Hi! Ha! Ho! Hü!" war nicht anzukommen.

Nun, dachte ich, laß das Erstaunen mal austoben, endlich werden sie wohl bei dem „Hü!" stehen bleiben.

„Zweites Bild. Unser Schiff. Dieses Bild —"

„Hi! Ha! Ho! Hü!"

Ich läutete mit der Glocke, was die kleine Bimmel hergeben konnte. Vergebens. Mit des Geschickes Mächten . . .

„Drittes Bild. Im Ärmelkanal. Dieses Bild —"

„Hi! Ha! Ho! Hü!"

„Viertes Bild. Im Golf von Biskaya. Dieses Bild —"

„Hi! Ha! Ho! Hü!"

Wo sollte das hinaus? Ich machte meinen letzten Versuch und läutete mit aller Macht und rief: „Im Golf von Biskaya —" Päng, da riß selbst dem Klöppel die Geduld, und er sauste — in den Golf von Biskaya? Ja, wenn nur — aber nein, er sauste einem von den kleinen Knirpsen an den Kopf. Ein markdurchdringender Schrei, und schon war der halbe Saal unterwegs zur Türe. Was doch der Zauber des Neuen nicht tut! Nachdem wir den Kleinen beruhigt hatten, das käme nicht von den Lichtbildern und es käme überhaupt nicht mehr vor, denn die Glocke habe nur einen Klöppel, ging es weiter.

Weiter mit „Hi! Ha! Ho! Hü!" nach Afrika. Ich gab es nun endgültig auf, Erklärungen anzubringen. Es war auch nicht nötig, denn die guten Leute gaben sich selber die Erklärungen der Bilder und wußten schließlich mehr zu erzählen, als ich ihnen hätte sagen können.

Im Eifer der Erklärungen aber rückten sie immer näher auf die Lichtbilder los, und es setzte ein unmerkliches Drängen von hinten her ein. Mit einem Male schlug eine armlange Flamme aus dem Kasten heraus. Ein einziger Aufschrei — diesmal nur „Hu!" — und alles, was Beine hatte, sauste zur Türe hinaus. Mir stand der kalte Schweiß auf der Stirne — mitten in Afrika!

Was war geschehen? Sie hatten mir den Gaskessel, der den Bildwerfer speiste, unter die Tischkante gedrängt, und das Gas, das sich immerfort weiter entwickelte und sich durch Emporheben des Deckels selber Raum schaffte, schoß nun durch den einzigen Ausweg, den es noch hatte, in die Flamme hinein.

Nachdem nun der Druck nachgelassen, beruhigte sich die Maschine wieder und zeigte die Bilder in gewohnter, ruhiger Klarheit.

Aber wo waren denn meine Leute? Sie standen draußen und schauten mit ängstlichen Blicken auf den Hexenkessel. Es brauchte einige Mühe, sie in der afrikanischen Sandwüste wieder zu sammeln.

„Also weiter nach Afrika hinein!"

Anfangs ging es ohne „Hi! Ha! Ho! Hü!" Aber allmählich kam es wieder herauf. Erst zaghaft und leise. Dann fester und stärker. Und beim vierten, fünften Bilde war ich mit meinen Erklärungen wieder auf den Sand

gesetzt — diesmal auf afrikanischen. Als gar die afrikanischen Schokolademännchen sich im Bilde vorstellten, da brauste das „Hi! Ha! Ho! Hü!“ in einer Stärke auf wie nie zuvor.

Mich tröstete der Dichter:

„Wo solche Kräfte sinnreich walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.“

Also in Gottes Namen weiter. Was mit „Hi! Ha! Ho! Hü!“ angefangen, warum sollte es nicht mit „Hi! Ha! Ho! Hü!“ zu Ende gehen?

Inzwischen hat sich durch das Gewoge ein anderer Laut immer stärker bemerkbar gemacht. Was war das doch nur? Das klang ja gerade, wie wenn einer auf einem Brett auf- und niederwippt. Kaum hatte ich's gedacht, da: „Krach! Bumm!“ Ich drehte mich um und sah die herrliche Dorfjugend männlicher Prägung in hohen Bogen ins Publikum stürzen. Die Bänke, an eine ruhige Behandlung gewöhnt, hatten —vielleicht auch vor Altersschwäche den Dienst versagt und die unleidige Last dem eigenen Schwergewicht überlassen.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß meine lieben, guten Leute, nachdem sie einigermaßen ihre Gebeine aus dem Menschenknäuel zusammengelesen, nun endgültig den Raum verließen und nicht mehr zu bewegen waren, sich die verhängnisvollen Lichtbilder weiter anzusehen.

Ich hatte darauf eine schreckliche Nacht. Durch wirre Träume klang es immer wieder „Hi! Ha! Ho! Hü!“

Als ich am anderen Morgen meine Leute traf, wischte sich noch manch einer über die Stirn. Aber das Ende war doch immer: „Schön war's doch.“ Und sie haben seit dieser Zeit eine rechte Liebe für die Missionen gefaßt.

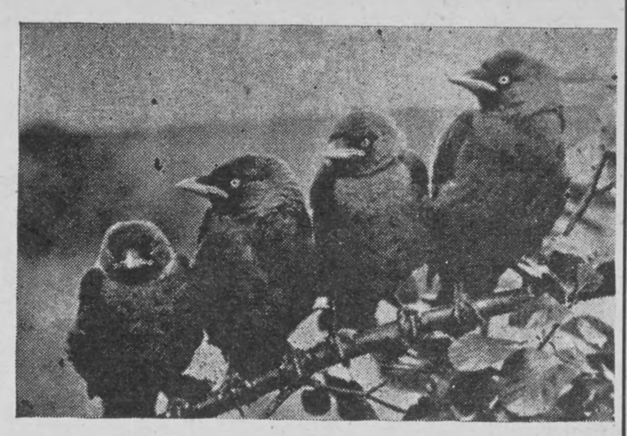
Als ich mir beim Aufräumen nun auch einmal näher den Schulsaal besah, sein ehrwürdiges Alter, die morschen Balken, die ausgewinkelten Wände, da dachte ich selber: „Hi! Ha! Ho! Hü!“ Ein reines Wunder, daß wir nicht alle miteinander durchgebrochen sind, und unsere Reise nach Afrika ein weniger erfreuliches Ende im Schulkeller gefunden hat.

Dann brachten mir die guten Leute das Almosen, das sie für die Missionen gesammelt hatten. Es waren fast lauter Pfennige und deren nächste Verwandten. Das freute mich, ich liebe nämlich die kleinen Pfennige im Missionsbeutel, denn sie sind gern gegeben und oft genug der eigenen Not abgerungen. Und ich denke mir, der kleine Engel dort oben, der Buchhalter ist beim lieben Herrgott, wird es auch mit Vergnügen verzeichnet haben.

„Hi! Ha! Ho! Hü!“ Armeleutspfennige haben guten Klang beim lieben Herrgott!

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

Fortsetzung.

Franz lag ganz steif auf seinen Knien. Dicke Tränen rannten ihm aus den erschreckt geöffneten Augen. Luzia betete mit den Priestern und Bauern laut den Rosenkranz. Jacinta weinte. Ein paar mal rief sie halblaut: „Jose wach auf! Wach auf!"

Herr Markus wußte nicht, wie ihm war. Vor einer halben Stunde noch hatte er so ernste Gedanken über den Herrn Manuel gehabt. Nun stand der junge Priester neben ihm, und Herr Markus bemerkte ihn kaum. Sein ganzes Fühlen und Denken war mit Jose beschäftigt. Und was er dachte und fühlte, war gewaltig. Herr Markus zitterte fast. Er ließ sich die Tränen einfach über die Backen rollen.

Herr Manuel kniete bleich und ernst neben ihm.

Da richtete Jose sich noch einmal auf. Er versuchte der kleinen Jacintas Knie zu streicheln.

„Der Herrgott ist kein Lügner", flüsterte er. „Der Herrgott kann nicht abstreiten, daß ich ihn geliebt habe. Weine nicht, Jacinta. Der Herrgott hat die Kleinen gern. Auch die Lumpen. Die heilige Maria hat gesagt, sie werde dich und den Franz bald zu sich holen. Weißt du noch? Wir werden bald wieder zusammen sein. Luzia kommt auch nach. Grüßt mir die Gottesmutter, wenn sie am 13. kommt. Sagt ihr, daß ich arm wie der heilige Franziskus gestorben bin."

Herr Manuel erhob sich und schritt auf die andere Seite des Weges.

Wieder verlor der Jose das Bewußtsein. Und er wachte nicht mehr auf. Eine Stunde später lag er im Totenhaus von Fatima.

Herr Manuel war nicht mit nach Fatima gefahren. Er hatte auch nicht mit Herrn Markus gesprochen. Dem Pfarrer von Fatima fiel das nicht weiter auf. Er war zu erschrocken und zu ergriffen.

Als Herr Markus am nächsten Morgen ins Totenhaus ging, um die Leiche vor der Begräbnismesse einzusegnen, kamen ihm wieder die Tränen. Da lag er, der Vagabundenjose, schön rasiert und gewaschen. Man hätte ihm einen Strick um den toten Leib gebunden, seinen Rosenkranz drangehängt, und das alte Franziskusbuch in die kalten Hände gedrückt. Das war kein Spott. Es war tiefer Ernst. Herr Markus sah das an den Gesichtern der vielen Fatimaleute, die Sarg und Totenhaus umstanden.

„Der Herrgott ist kein Lügner!" Dieses letzte Josewort wollte dem Herrn Markus nicht aus dem Sinn.

Er hatte jedoch nicht sehr viel Zeit, darüber nachzusinnen. Gleich nach dem Begräbnis wurde ihm von der Wirtschafterin ein Schreiben überreicht, das aus Ourem kam. Administrator d'Oliveira schrieb darin, der Pfarrer von Fatima habe es als seine Pflicht zu betrachten, die Leute von Fatima vor jeglichem Auflauf im Irenental zu warnen. Der 13. Oktober stände vor der Tür und die Regierung habe im Sinn, keine weiteren Demonstrationen des Aberglaubens zuzulassen.

„Nichts werde ich sagen, kein Wort", knurrte Herr Markus vor sich hin, als er das las. „Meine Vorgesetzten haben mir befohlen, mich in diese Angelegenheiten nicht einzumischen, und ich werde es nicht tun."

Sinnend schritt er in seinen Garten.

„Vielleicht wäre es doch gut, wenn ich diesen Brief dem hochwürdigen Herrn Faustino zeigte", dachte er gerade, als Rosa daherkam.

„Herr Pfarrer, darf ich sie stören?", fragte sie schüchtern.

„Was gibt es denn?", wollte Herr Markus wissen.

Rosa antwortete nicht. Sie rückte sich ihr warmes Kopftuch tiefer in die Stirn und schaute überall hin, nur nicht auf den Herrn Markus.

„Was ist denn los, Kind?", fragte Herr Markus noch einmal.

„Der Ludwig, Herr Pfarrer", gab Rosa schüchtern zurück. „Er war wieder hier gewesen." Dann richtete sie ihre Augen plötzlich auf den Priester und fragte hastig: „Soll ich ihn heiraten?"

Herr Markus schaute sich das Mädchen gut und lange an.

„Weißt du was, Rosa?", gab er dann vorsichtig zurück. Warte bis nach dem 13. Laß mich den Ludwig einmal ein wenig besser kennen lernen. Er hat mir bis jetzt nicht ganz gefallen. Schicke ihn zu mir, wenn er wieder kommt."

„Er ist jetzt anders, Herr Pfarrer", eiferte Rosa, „er ist jetzt ganz anders."

„Rosa, meinst du, daß wir ihm trauen können?", fragte Herr Markus.

Da wurde Rosa stumm. Nach einer Weile des Nachdenkens sagte sie:

„Ich werde bis nach dem 13. warten, Herr Pfarrer. Wenn Ludwig kommt und an die heilige Maria glaubt, werde ich wohl mit ihm reden dürfen?"

„Wenn Ludwig an die heilige Maria glaubt?", fragte Herr Markus. „Du meinst wohl, wenn er an die Erscheinung glaubt? Danach darfst du nicht gehen, Kind. Solange er an die heilige Maria im Himmel glaubt und ihr treu zu dienen sucht, ist alles gut. Aber das muß Ludwig erst einmal beweisen. Er hat allerhand angestellt, das weißt du ja."

Rosa schaute ganz erstaunt auf ihren Pfarrer:

„Warum sagen Sie, daß der Ludwig nicht an unsere Gottesmutter im Irenental zu glauben brauche? Glauben Sie denn auch nicht, Herr Pfarrer?"

Herr Markus räusperte sich laut. Dann meinte er hastig:

„Ob ich glaube oder nicht, spielt hier keine Rolle. Hier geht es um den Ludwig, nicht um mich. Warte nur geduldig, bis ich den Burschen geprüft habe."

„Ludwig arbeitet jetzt für die Regierung. Er hat eine Stelle in Ourem. Sein Onkel hat ihn entlassen. Ludwig wird nichts von ihm erben."

Langsam und schüchtern kamen diese Sätze von Rosas Lippen. Bittend und hoffend schaute sie auf den Pfarrer. Der knurrte aber nur: „So, so, Ludwig arbeitet jetzt in Ourem."

Rosa stand noch eine Weile vor dem Pfarrer, Als der jedoch nichts mehr zu sagen haben schien, grüßte sie halblaut und ging.

Am nächsten Tage gab es schweren Regen. Es strömte vom Himmel und es fegte durchs Land, daß es dem Herrn Markus ganz unwohl wurde. Erst gegen Abend begannen sich die Wolken zu zerreißen.

Herr Markus zog sich seinen Mantel über und ging hinaus. Er wollte ein wenig ins Freie gehen. Franz, Jacinta und Luzia waren nicht daheim. Eine fromme Frau aus dem Städtchen Reixida hatte die Eltern der Kinder gebeten, die Kleinen mit sich nehmen zu dürfen. In diesen Tagen vor dem 13. Oktober fürchtete man wieder viele Besucher. Die Kinder fanden keine Ruhe. Um ihnen vor den Aufregungen des 13. Oktobers ein paar stille Tage zu geben, willigten der Kinder Eltern ein. Heute früh waren die Mädchen und Franz davongefahren.

Dem Herrn Markus war es ganz einsam. Die Kinder waren fort, Jose war tot, und das Wetter so trostlos. An den Herrn Manuel dachte der Pfarrer von Fatima mit leiser Freude. Der Herr Manuel war in Lissabon gut aufgehoben. Der Herrgott wird ihm wohl schon helfen, auch seine Seele in Ordnung zu bringen. Nach Fatima wird er vorläufig nicht kommen.

Andere Sorgen plagten den Herrn Markus heute. Da war das Schreiben des d'Oliveira. Wenn es am 13. nur zu keinen Unruhen kommt! Es werden viele Menschen in Fatima sein, darüber war er sich nicht im Zweifel. Wird d'Oliveira es wagen, den Menschenauflauf im Irenental zu stören?

Prüfend schaute Herr Markus zum Himmel hinauf. Wie wird nur das Wetter sein? Ein böser Regen könnte alles verderben. Herr Markus wollte diesen entscheidenden Tag aber nicht verdorben haben. Auf keinen Fall. Er wollte das große Wunder sehen, von dem die Kinder immer wieder sprachen.

Wenn aber nichts geschieht? Wenn sich kein Wunder zeigt? Was dann? Die Zeitungen des Landes schrieben heute schon darüber. Und d'Oliveira droht. Was wird das nur geben?

Herr Markus fuhr mit der Hand über das rauhe Kinn. Gerade war ihm auch noch der Ludwig eingefallen. Der arbeitet also in Ourem, für die Regierung. Doch nicht etwa für den d'Oliveira? Diese

Sache muß untersucht werden. Ludwig hat doch Besserung versprochen. Er weiß doch, wer d'Oliveira ist.

Herr Markus schüttelte nachdenklich den Kopf.

Gestern war Rosa Santos, Luzias Mutter, bei ihm gewesen. Sie hatte geklagt und geschimpft. Dieses Mal war jedoch nicht die Luzia der Inhalt ihrer scharfen Reden. Im Gegenteil, Herr Markus konnte erstaunend feststellen, daß sie auf einmal zu ihrem Kinde hielt. Sie war gekommen, um über ihren Mann, den Antonio, zu sprechen.

„Jetzt, vor dem 13, sollte er mit seiner Familie halten", hatte sie gesagt. „Luzia ist doch sein Kind. Nun sitzt er aber im Wirtshaus mit den Kirchenfeinden zusammen. Fremde Menschen kommen daher, aus Ourem, aus Reixida, aus Marinha und weiß der Himmel woher noch. Sie setzen sich mit unseren Männern in die Wirtshäuser und reden von großer Politik. Ich weiß nicht, was sie wieder haben. Antonio sagt nichts. Er schimpft aber viel über die Erscheinungen. Es wird etwas Böses über uns kommen, Herr Pfarrer, etwas sehr Böses. Wenn mir die heilige Gottesmutter nur mein Kind beschützt!"

Herr Markus wußte von den Wirtshaussitzungen. Wer die Männer waren, die plötzlich so eifrig nach Fatima kamen und die Fatimabauern zu sich in die Gaststuben luden, konnte er sich wohl denken.

Was wird es wohl am 13. geben? Wieviel Fatimaleute wird man gegen das Irenental aufhetzen?

„Herr Pfarrer", hielt da jemand den nachdenklich dahinschreitenden Priester an. Herr Markus schaute auf und sah Antonio Santos, Luzias Vater, vor sich stehen.

„Herr Pfarrer, mein Weib war gestern bei Ihnen", sprach Antonio. „Ich weiß, sie hat über mich geklagt. Hören Sie nicht auf die Rosa Maria, Weiber verstehen nichts von der Politik. Die Luzia ist mein Kind, und ich bin kein Rabenvater. Ich werde am 13. nichts gegen mein eigenes Kind tun."

Fragend schaute Herr Markus auf Antonio.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Herr Pfarrer. Es geht halt vieles in der Welt vor, und als Mann muß man dabei sein. Die Regierung hat vor der Partei des Sidonio Paiis Angst. Die Kerle, die jetzt jeden Tag nach Fatima kommen, wollen uns gewinnen. Ich kenne ihre Schliche. Sie wollen neue Mitglieder für die Regierungspartei. Darum kommen sie. Sie wollen uns zum Freund haben. Der d'Oliveira wird uns am 13. schön in Ruhe lassen, das werden sie sehen, Herr Pfarrer, Heute verspricht man uns alles."

„Das habe ich mir gedacht, Antonio", sprach Herr Markus mit großem Interesse. „Man hat vor dem Sidonio Paiis Angst. Was spricht man denn von den Erscheinungen in den Wirtshäusern?"

„Sie lachen und spotten, Herr Pfarrer. Es gibt aber auch Kerle, die am 13. etwas anstellen möchten. Es gibt schlimme Gotteshasser unter ihnen. Sie kennen doch den Ludwig Futtini, den Freund des hochwürdigen Herrn Manuel?"

„Ja", fragte Herr Markus ungeduldig.

„Dieser Ludwig Futtini ist vom d'Oliveira angestellt worden, am 13. Unruhen im Irenental zu schaffen. Von der Regierung aus will man nichts tun, um keinen Menschen zu verbittern. Man will doch unsere Freundschaft. Aber so hinter dem Rükken bereitet man in Ourem doch etwas vor. Die Männer in den Wirtshäusern haben gestern davon gesprochen. Nicht laut, aber so ganz im Geheimen und nur mit einigen Fatimaleuten. Man hat uns gefragt, wer mitmachen möchte."

Herr Markus fühlte sein Herz stark klopfen.

„Antonio, bist du ganz sicher, daß der Ludwig Futtini dahintersteckt?" fragte er.

„Daß der Ludwig dahintersteckt? Er steckt nicht nur dahinter, Herr Pfarrer, er ist der Organisator. Dafür bekommt er vom d'Oliveira gezahlt."

„Daß der Jose auch gerade jetzt sterben mußte", entschlüpfte es da dem erregten Pfarrer.

Antonio schaute prüfend auf den Herrn Markus. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem Grinsen:

„Was der Jose konnte, können wir auch noch", sagte er verschmitzt. Er zog seinen Hut und ging davon.

Herr Markus schaute grimmig vor sich. Das war also der Ludwig. Was ist er eigentlich für ein Mensch? Kann so viel Falschheit in einem Menschen hausen, wie es sich im Ludwig zeigt?

Damals, als Ludwig in später Nacht bei ihm war, hatte Herr Markus ihm fast geglaubt. Ludwig, so schien es dem Pfarrer heute noch, hatte nicht gelogen. Seine Worte und seine Versprechen kamen ihm wirklich aus dem Herzen.

Wie kann man sich aber so plötzlich wieder wenden?

Der heilige Paulus hatte geschrieben, daß er das Gute, das er liebe, nicht tue, während ihm das Böse, das er hasse, zu oft aus den Fingern laufe.

Herr Markus schüttelte den Kopf.

Es ist nicht alles Schwachheit, was der Mensch

in seinen finsteren Stunden tut. Daß man das Gute nicht genügend liebt, ist bereits der Anfang der Bosheit.

Der Mensch ist schwach. Jeder Mensch. Er selbst muß sich zum Spielball Gottes machen — oder er wird zum Spielball Satans. Entweder Gott, oder es kommt jene Bosheit, die dem Teufel langsam alle Arbeit abnimmt. Der Mensch tut sie für Satan.

Ludwig war im Mittelstande. Er war zum Spielball Satans geworden. In diesem Zustande weiß man nicht mehr, was die nächste Stunde bringt. Man kennt sich selbst nicht. Man plant das Böse nicht, und es kommt. Und es kommt nicht nur das Böse, sondern das Allerböseste, und man tut es in großer Gier. Bis der Mensch zur Verkörperung Satans wird, zur Verkörperung der größten und schrecklichsten aller Lügen.

Herr Markus richtete sich auf. Er wollte Gewißheit haben, und die suchte er sich beim Stadtpolizisten Pedro zu holen.

Pedro bestätigte, was Antonio erzählt hatte.

„Ludwig Futtini ist d'Oliveiras rechte Hand. D'Oliveira kann es sich in diesen Tagen nicht leisten, öffentlich gegen die Erscheinungen im Irenental aufzutreten. Sie wissen ja, die Regierungspartei steht auf schwachen Füßen. Und d'Oliveira will sein Amt nicht verlieren. Haß macht aber blind. Sie kennen unsere Gotteshasser. Was man dem Ludwig Futtini versprochen hat, weiß ich nicht. Er hat es aber übernommen, den Fatimapilgern am 13. Schwierigkeiten zu machen. Und zwar so, daß die Polizei noch vor der Mittagsstunde eingreifen wird. Er sucht nach Männern, die ihm helfen möchten."

Herr Markus erhob sich und ging geradeaus zur Rosa.

„Rosa", sprach er ernst, als er mit dem Mädchen allein im Wohnzimmer war, „die Sache mit Ludwig ist aus. Du mußt dich jetzt entscheiden. Entweder die heilige Gottesmutter und Opfer, oder den Ludwig und Sünde."

Erschrocken begannen sich Rosas Augen mit Tränen zu füllen:

„Was ist denn los, Herr Pfarrer?"

Herr Markus setzte sich und begann zu erzählen. Er selbst wurde dabei immer ruhiger. Je schmerzlicher Rosa aufweinte, um so väterlicher wurde seine Stimme und um so frömmer sein Ernst.

17

Es war Donnerstag, der 11. Oktober 1917. Herr Markus saß mit hellem Gesicht in seiner Wohnstube. Mit ihm waren der hochwürdige Herr Erzpriester Faustino, der gute Jesuitenpater Cruz, Pfarrer Lucas Garret und Pfarrer Capelinha, zwei alte Freunde des Herrn Markus.

„Dieser Brief ist mir die freudigste Botschaft, die mir je kommen konnte", sprach der Pfarrer von Fatima, mit dem Handrücken gegen einen Bogen Papier schlagend, den er in seiner Hand hielt.

„Und die Botschaft von übermorgen?", fragte Herr Faustino lächelnd.

Herr Markus erhob sich:

"Das ist etwas anderes, Herr Erzpriester, etwas ganz anderes. So etwas freut einen selbstverständlich mehr, falls es Wirklichkeit werden sollte. Heute kann ich alles glauben, selbst dann, wenn übermorgen nichts geschehen sollte. Daß Herr Manuel so etwas schreiben werde, hätte ich nie gedacht."

Es war heute Mittag ein Brief vom Herrn Manuel angekommen. Darin stand ganz kurz geschrieben:

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Man hat mich in Lissabon aufgenommen, als wenn nichts geschehen wäre. Man hat mir sogar eine schöne Pfarrei angeboten, die ich sofort antreten kann. Jose hat vor seinem Sterben gesagt: „Der Herrgott lügt nicht." Diese Worte wollen mir nicht aus dem Sinn. Die Liebe Gottes lügt nicht. Sie ist überall dort, wo wir sie überhaupt nicht erwarten. Sie kam mir aus dem Munde des Landstreichers Jose, und sie wartete auf mich in Lissabon. Wie wunderbar Gott doch ist!"

Herr Cruz sprach mit fromm gefalteten Händen: „Der Brief ist ja kurz, er sagt aber sehr viel."

„Gar wunderbar sind Deine Zeugnisse, o Herr", zitierte Herr Markus aus der neunten Sonntagsstunde des Priesterbreviers. „Ich hatte gedacht, der Herr Manuel werde vielleicht am 13. hier sein und das große Wunder sehen — falls es kommen sollte. Dieses Wunder, glaubte ich, werde ihn in die Knie zwingen. Nun kommt ihm alle Erkenntnis aus dem Munde eines Landstreichers und von der Klugheit der Vorgesetzten. Weder auf Jose noch auf die erzbischöfliche Kanzlei war Herr Manuel gut zu sprechen. Nun sind gerade die ihm zum Werkzeug der Liebe Gottes geworden."

„Gottes Wege sind nicht unsere Wege", meinte Herr Faustino still. „Er wirkt Großes auch ohne Gottesmuttererscheinungen, ganz wie Er will. Alle Seine Pläne führt Er ohne unsere Hilfe durch. Was Er mit Irenental im Sinne hat, wissen wir nicht. Wir wissen aber, daß Er weder meine noch des

Herrn Manuels Weisheit dazu braucht. Nicht einmal unsere Demut braucht Er dazu. Wir brauchen Ihn. Darum ist es klug und weise, daß wir uns beugen."

Die Priester sannen ein paar Augenblicke still vor sich hin. Langsam griff Herr Faustino nach dem kleinen Likörgläschen, das vor ihm stand. Herr Markus hatte immer eine Flasche guten Likörs im Hause. Dieser Likör wurde aber ziemlich alt. Nur ganz selten bot Herr Markus seinen Gästen aus dieser Flasche an. Er selbst trank nie davon, wenn er allein war.

Als Herr Cruz den hochwürdigen Herrn Erzpriester nach dem Glase greifen und daran nippen sah, nahm auch er sein Glas und trank ein paar Tröpflein. Der hochwürdige Herr Cruz trank keinen Alkohol. Selbst nicht beim Herrn Markus. Seine Frömmigkeit war jedoch so, daß er so wenig als nur möglich von anderen abstechen wollte. Darum ließ er sich immer ein Glas geben, wenn irgendwo etwas angeboten wurde. Man mußte ihm jedoch Wasser ins Glas gießen, das er dann mit großem Anstand und mit noch größerer Nächstenliebe trank. Manche Plage war ihm dadurch schon entstanden. Da er nähmlich genau so viel Glas Wasser trank als man sich um ihm Wein einschenkte, und da er sich auch immer Weingläser gebenließ, wenn Wein getrunken wurde, kam es vor, daß er vier große Glas Wasser in sich hineingießen mußte. Das brachte ihn im Sommer in großes Schwitzen, und im Winter machte es ihm das Blut kalt.

Ehrfürchtig und ganz ohne Falsch schaute Herr Cruz zum hochwürdigen Herrn Lukas Garret hinüber. Bei ihm war er wirklich einmal krank geworden. Herr Lukas war ein gutmütiger, pfiffiger Herr, der etwas größere Gläser gewohnt war als jenes es war, an dem er gerade zu nippen suchte. Sechs große Glas Wasser mußte Herr Cruz einmal bei ihm trinken, und zwar in sehr kurzer Zeit. Nach dem dritten Glase hatte er sorgenvoll auf den Herrn Lukas und auf alle anderen hochwürdigen Herrn geschaut, die dort versammelt waren. Wie kann man nur so viel trinken? Nach dem fünften Glase wurde es dem Herrn Cruz recht peinlich, und das sechste wollte garnicht mehr hinunter.

Zwei Wochen später erfuhr Herr Cruz, daß Herr Lukas und seine Freunde gar keinen Wein in ihren Gläsern hatten. Es war gefärbtes Wasser.

Herr Cruz wurde nicht böse.

„Der Herr Manuel ist klein geworden", sagte da der Herr Lukas. Er wischte sich mit dem Handrücken den Mund. Seine kleinen Äuglein zwinkerten vergnügt, und seine gewaltigen Backen zogen sein ewiges Lächeln noch breiter.

„Nicht klein, groß ist er geworden", gab Herr Markus zurück.

Da klopfte es an die Tür.

„Herr Pfarrer, es will jemand mit Ihnen sprechen", meldete die Wirtschafterin.

Herr Markus erhob sich mit fragendem Gesicht und ging hinaus.

In seinem Arbeitszimmer stand ein junger Mann. Her Markus sah sofort, daß es ein Städter war.

„Mein Name ist Almeida Godinho. Ich bin Berichterstatter der „O Dia" aus Lissabon. Dürfte ich ein paar Fragen an Sie stellen?"

„So", sprach Herr Markus vorsichtig, „Sie sind Berichterstatter der „O Dia". Hat man Sie hierher geschickt?"

„Ich soll berichten, was es in Fatima am 13. geben wird. Glauben Sie an die sogenannten Erscheinungen, Herr Pfarrer?"

Des Herrn Markus Augenbrauen schoben sich zusammen:

„Sie wollten wissen, ob Sie ein paar Fragen stellen dürfen. Ich habe darauf noch nicht geantwortet."

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer", verbeugte Almeida Godinho sich, „darf ich fragen?"

„Das dürfen Sie nicht. Auf Wiedersehen!", rief Herr Markus kurz und drehte sich um. Almeida Godinho sprang zwischen Tür und dem hinauswollenden Pfarrer:

„Sie brauchen doch nicht gleich so böse zu werden", sagte er.

„Ich bin nicht böse, daß du dir das merkst, junger Bursch", brauste Herr Markus auf. „Ich will mit euch Zeitungsleuten aber nichts zu tun haben, garnichts. Meinen Namen bekommt ihr für eure gottlosen Zeitungen nicht."

„Es kommt immer darauf an, wer die Artikel schreibt, Herr Pfarrer. Ich bin auch katholisch."

Herr Markus streckte seinen Zeigefinger vor und stieß ihn dem jungen Berichterstatter scharf gegen die Brust:

„Katholisch? Katholisch bist du? Wie steht es denn mit der Sonntagsmesse? Und wie steht es mit der Osterbeichte? Und mit den Artikeln über den hochwürdigen Herrn Manuel Sascao und den Aberglauben von Fatima?"

„Herr Pfarrer", wehrte Almeida Godinho sich

lebhaft, „ich bin noch nie an einem Muttergottes-bild vorübergegangen, ohne etwas im Opferstock zurückgelassen zu haben."

„Und das nennst du katholisch? Ihr meint, ihr könnt euch den Himmel erkaufen, ihr Gotteslästerer. Der Himmel will euer Geld nicht, er will eure Seelen, verstehst du?"

„Unsere Seelen soll er auch haben", eiferte Almeida, „wir suchen dem Herrgott aber in Wahrheit zu dienen. Ich weiß, Herr Pfarrer, nicht alle Priester sind schlecht. Es gibt auch gute Priester. Wir in Lissabon . . . "

„Wie steht es mit der Osterbeichte und der Sonntagsmesse?", fragte Herr Markus da noch einmal. „Ihr in Lissabon geht mich garnichts an. Du hast dich katholisch genannt. Also, wie steht es mit der Osterbeichte, und was machst du am Sonntag?"

Almeido Godinho schaute schweigend auf den Pfarrer von Fatima, der mit fest in die Hüften gestemmten Fäusten vor ihm stand.

„So, da gibt es also keine Antwort. Du beichtest deine Lügen nicht, weißt aber ganz genau, daß wir Pfarrer Lügner und Betrüger sind."

„Nicht Sie, Herr Pfarrer, das habe ich nicht gesagt, daß Sie ein Lügner sind", suchte Almeida den Herrn Markus für sich zu gewinnen. „Es sind schon Pilger hier in Fatima."

„Pilger oder nicht, du brauchst erst garnicht so mit deinen Gedanken herumzuspringen. Du kannst gehen."

„Ich habe Fatimaleute spotten gehört. Zwei Weiber sagten mir heute morgen, wenn die Gottesmutter kommt, solle sie zu ihnen ins Haus gehen. Sie hätten keine Lust, ins Irenental zu laufen."

„Kein Wunder", donnerte Herr Markus auf. Ihr Zeitungsleute habt ihnen diesen Teufelsgeist eingehaucht. Das Ende des Liedes ist aber noch lange nicht gesungen. Ich habe da noch ein paar sehr kräftige Noten!"

„Und ich auch", erklang es in mächtigem Baß von der Tür. Pfarrer Lucas war ins Zimmer gekommen. Mit rollenden Augen schritt er auf den jungen Berichterstatter zu.

„Wir kennen uns, Bürschlein", sprach er mit geheuchelter Freundlichkeit. „Du kannst hier in Fatima bleiben. Es wird dich kein Pfarrer vertreiben, nein, nein. Ihr Zeitungsschreiber seid wichtige Leute. Aber", donnerte er plötzlich mit furchtbarer Stimme auf, „wenn du nur ein falsches Wort schreibst, nur ein einziges gotteslästerisches Wort, dann Gnade dir Gott!"

Dem Berichterstatter noch einen drohenden Blick zuwerfend, nahm er den Herrn Markus beim Arm und führte ihn zum Zimmer hinaus.

Almeida Godinho zuckte mit Augen und Mund. Dann ging er.

Herr Markus schnaubte immer noch, als er wieder vor seinen Besuchern stand. „Ich muß in die Stadt", polterte er, „ein Berichterstatter der „O Dia" war da. Ein frecher Bursche. Ich muß zu den Kindern. Muß zusehen, daß man sie in Ruhe läßt."

„Ich komme mit", spreizte Herr Lucas sich sofort. Auch Herr Faustino erhob sich. Der fromme Herr Cruz nickte: „Gut, sehr gut", und machte sich ebenfalls fertig.

Die fünf Priester kleideten sich in ihre Mäntel und gingen.

Auf der Straße wurden sie viel und ehrfürchtig gegrüßt. Es waren wirklich schon Fremde da, meistens Bauern. Man sah sie mit ihren Weibern und Kindern langsam durch die Straßen wandern. Sie suchten kein Quartier hier in Fatima. Beladen mit Decken, Körben und Wasserkrügen, große Rosenkränze in den Händen und in den meisten Fällen die schweren Bauernstiefel vom Nacken über die Brust gehängt, schritten sie barfuß den Weg zum Irenental hinunter. Dort, ganz in der Nähe des zerstümmelten Eichbäumchens, wollten sie die zwei Nächte vor dem 13. verbringen. Sie kamen sehr früh, um sich die Nähe der Gottesmutter zu sichern.

Herr Markus segnete mit großem Kreuzzeichen jede Gruppe, die an ihm vorüberging. Ganz offen tat er das, und fast so wie ein Bischof, der feierlichen Einzug in seinen hohen Dom hält.

Herr Cruz murmelte ein Segenswort nach dem andern. Des Herrn Markus frommer Mut gefiel ihm sehr.

Die Priester kamen vor das Haus des Antonio Santos. Da blieb Herr Lucas plötzlich stehen und kniff gar böse seine Lippen zusammen. Als Herr Markus und seine Begleiter sich umschauten, sahen sie Almeida Godinho die Straße herabkommen. Unschlüssig blieb er stehen.

„Geh nur weiter, schnell, schnell!", winkte Herr Lucas dem Berichterstatter mit beiden Händen zu. Almeida Godinho kehrte sich um und verschwand.

„Der darf mir hier nicht ins Haus", knurrte Herr Markus. Dann führte er den Weg in Antonios Haus.

(Fortsetzung folgt.)

STUDENT BURSE

Nun ist es geschafft! Unsere „Studenten Burse“ ist heute abgeschloßen. Wir haben unsere $6,000.00 zusammen, und können somit einem weiterem armen Priesterstudenten helfen, zum Altar zu gelangen. Eine sehr gute Seele, der die Sammlung zu langsam voran ging, hat kurz und bündig das große Ende und Amen gesetzt.

Gott vergelte allen unseren lieben Wohltätern.

September-Marienbote:	$5,279.62
Eine gute Frau, von der wir noch nicht wissen, ob wir ihren Namen veröffentlichen dürfen:	720.38
	$6,000.00
Georg Wiesner, Denzil, Sask.	5.00
Paul Wilde Sr., Cudworth, Sask.	3.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	2.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	1.00
Ein Freund, Little Britain, Man.	10.50
Mrs. Ant. Klarer, Serath, Sask.	2.00
Mrs. C. Jelinski, Regina, Sask.	1.00
Joseph Gallinger, Macklin, Sask.	5.00
Gertha Ott, Lestock, Sask.	8.00
Franz Schuhmach, Reward, Sask.	3.00
Joseph Rückle, Raymore, Sask.	1.35
Anton Boser, Denzil, Sask.	10.00
Peter Fuchs, Dilke, Sask.	5.00
Rosalia Hauck, Lemsford, Sask.	10.00
	$6,066.85

Auf Bitten vieler unserer Leser eröffnen wir mit der nächsten Nummer eine neue Burse, zu Ehren unserer Lieben Frau von Fatima.

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.



Der Marienbote ist die einzige deutsche Katholische Zeitschrift in Canada. Unterstützt ihn!

Auf dem gelben Namenszettel ist es angegeben, ob Sie den Marienboten bezahlt haben oder nicht. Sollte es nicht stimmen, schreiben Sie an the Marian Press, Box 249, Battleford, Sask.. Wenn auf dem Zettel nicht 49 oder 50 steht, dann sind Sie rückständig, und wir müssen annehmen, daß Sie den Marienboten nicht weiter wünschen.

